

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1965

4



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1965

16. Jahrgang

Viertes Heft — Oktober / Dezember

INHALT

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 3.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Meister Francke, Geburt Christi, 1424, Kunsthalle Hamburg

Gedanken um den Christbaum

Von Otto Feucht 209

Oberschwaben

Von Helmut Bosler 221

Von der Brandruine des Hoftheaters zum Kunstgebäude

Von Robert Umland 234

Wandmalereien des „Nagolder Stils“ in der Dorfkirche von Aichschieß

Von Eva Heye 246

Weißer Stille

Gedicht von Max Reuschle † 251

Eines Dichters guter Geist:

Michail Lermontow und Alexandrina Werestschagina-von Hügel

Von Wilhelm Frbr. von Koenig-Wart-
hausen 252

Stuttgarter Erinnerungen

Von Robert Gradmann † 257

Wie man in der alten Reichsstadt Reutlingen Feste feierte

Von Hermann Mall 259

Buchbesprechungen 261

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 263

Gedanken um den Christbaum

Von Otto Feucht

Mit Aufnahmen des Verfassers

Keine Angst! Es sollen hier nicht wieder einmal die ältesten Zeugnisse und Deutungen für unseren Lichterbaum aufgeführt werden¹, ausgehend vom altgermanischen Julfest oder gar schon vom Alten Testament her. Es soll auch nicht in Kindheitserinnerungen geschwelgt werden, obwohl es verlockend wäre, von der Herrlichkeit des Stuttgarter Christbaummarktes zu erzählen, der sich jeweils zu beiden Seiten der Königstraße entlang aufbaute, vom Schloßplatz bis zum heutigen Wilhelmsbau, an dessen Stelle noch die alte Legionskaserne stand, in der der Regimentsmedikus Schiller gedient hatte. Weit in die Fahrbahn herein reichte der „Grünstreifen“ – es gab ja hier vor 1889 noch keine „Pferdeisenbahn“, es gab noch lange keinerlei Kraftfahrzeug, kaum einige Radfahrer, und die wenigen Pferdewagen konnten umgeleitet werden –, in der Einbuchtung zur Schulstraße war Platz für zapfentragende Gipfelzweige, für Stechpalme und Mistel und andere Besonderheiten. Das war eine Freude, noch vor achtzig, vor siebzig Jahren! Genug davon!

Es sollen hier aber zur Frage, seit wann denn etwa der Lichterbaum Heimatrecht in unserer engeren Heimat erworben hat, etliche Zeugnisse angeführt werden, die uns Anlaß geben, dies und jenes zu überdenken.

Da erregt zunächst ein Regierungserlaß „Zur Abstellung der Christbäume“ unser Befremden. „Der Mißbrauch mit den Christbäumen für die Kinder ist durch folgende höchste Verordnung untersagt worden: Auf die erhaltene Anzeige von der in einem großen Teile der hiesigen Provinz herrschenden Gewohnheit, den Kindern auf das Weihnachtsfest Christbäume aufzustellen, hat man sich veranlaßt gesehen, diesen der Forstkultur so nachteiligen und ganz zwecklosen Mißbrauch abzustellen. So wird daher sämtlichen Polizeibehörden aufgetragen, dieses Verbot durch die geeigneten Wege allgemein be-

kanntzumachen, mit der nötigen Aufmerksamkeit über dessen Vollziehung zu wachen, sich erforderlichenfalls, vorzüglich in Häusern, wo Kinder sind, durch den Augenschein davon zu überzeugen und die Übertreter mit einer angemessenen Geld- oder Leibesstrafe zu belegen.“

Dieses Verbot kam von der Pfalzbayrischen Regierung der Provinz Schwaben und trägt das Datum „Ulm, den 18. Dezember 1804“².

Erinnern wir uns: die freie Reichsstadt Ulm, deren Bereich bis Geislingen reichte, ist, ehe sie durch Napoleon 1810 zu Württemberg kam, acht Jahre lang bayrisch gewesen, und in Ulm war der Sitz der Provinzialregierung. Zu einem solchen Verbot hätte es schwerlich kommen können, wenn der Christbaum eine alte, längst eingebürgerte Sitte gewesen wäre, denn an Tannen konnte es mindestens im südlichen Teil der Provinz nicht gefehlt haben.

So ist zu vermuten, daß der Brauch sich damals erst richtig auszubreiten begonnen und auch auf die alten Laubholzgebiete erstreckt hat, dorthin, wo die Forstwirtschaft ausgangs des 18. Jahrhunderts mit der Pflanzung von Fichten angefangen hatte, um den nach jahrhundertelanger Übernutzung, nach Verwüstung durch Streuentzug, durch Weidevieh und Wild heruntergekommenen Laubwald wieder zu Holz- und Geldertrag zu bringen. Wohl nur aus diesen Umständen heraus ist die Schärfe des Verbots zu verstehen. Daß aber auch im angrenzenden Württemberg die Sitte sich auszubreiten begann, das geht aus einem herzoglichen Erlaß von 1788 hervor, der „die Übung rügt, daß zu den sogenannten Christkindlebäumen von den schönsten jungen Tannen die Gipfel abgeschnitten werden“³. Auf die Zeit Karl Eugens, der mit den Umwandlungen zu Nadelholz im Grafenecker Forst begonnen hatte, gehen auch die Fichtenreihen zurück, die einst die von der Solitude ausgehende Ludwigsburger Allee einfaßten. Die den



Wandlung des Waldbildes im Schönbuch (1909): Die alte Eiche ist der letzte Zeuge einstigen Laubmischwaldes. Rechts sind an dessen Stelle reine Buchen getreten, links reine Fichten. Die Fichtenpflanzung im Vordergrund setzt die Umwandlung fort.

alten Stuttgartern noch wohlbekannte „Klaratanne“ dagegen, im Degerlocher Wald, eine Fichte, die 1939 vom Sturm geworfen wurde, war noch älter, auf ihrem Stockabschnitt konnten 230 Jahre gezählt werden.

Daß die Sitte des Lichterbaumes nur in einem Gebiet sich ausbreiten konnte, wo außer geeigneten Kerzen vor allem geeignete Bäumchen in erreichbarer Entfernung zur Verfügung standen, das haben die Autoren, die sich mit dem Christbaum beschäftigt haben, nicht immer beachtet. – Wenn nun bei uns Karl Eugen durch seine Forstkulturen, wenn auch un-

beabsichtigt, die Hauptbedingung geschaffen hat, so hat er doch selbst sie nicht ausgenützt. Im Tagebuch der *Franziska von Hohenheim* sind zwar die Weihnachtstage geschildert, es wird aber kein Wort vom Christbaum gesagt, nur von der Krippe gesprochen. Dabei wäre es ja für den Herzog ein leichtes gewesen, Tannen aus dem Schwarzwald zu holen. Es lag wohl noch kein Bedürfnis vor, es war wohl noch nicht Brauch, oder doch noch nicht „hoffähig“. Und nun ein Bericht des Arztes *Fritz von Hoven* in Ludwigsburg, der mit Schiller von der Hohen Karlsschule her befreundet war. Er erzählt, wie er



Tannen im Murgtal



Fichte im Teinachtal

Schiller bei dessen erstem Besuch in der Heimat 1793 angetroffen hat: „Am Weihnachtsabend kam ich zu ihm, und was sah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgezputzten Weihnachtsbaum. Vor ihm saß Schiller ganz allein, den Baum mit heiter lächelnder Miene anschauend und von seinen Früchten herunternaschend. Verwundert über den unerwarteten Anblick fragte ich ihn, was er da mache. Ich erinnere mich meiner Kindheit, erwiderte er, und freue mich, die Freude meines Sohnes im voraus zu erleben! Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind und muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgesetzt hat.“ – Daraus geht klar hervor, daß, entgegen der verbreiteten Annahme⁴, Schiller den Baum schon in seiner Kindheit erlebt hat, aber man wird auch folgern dürfen, daß die Sache auch dem Ludwigsburger Arzte keineswegs noch unbekannt gewesen ist.

Wo aber konnte Schiller den Lichterbaum in seiner Kindheit erlebt haben? In Marbach und Ludwigs-

burg wohl nicht, da es damals doch noch nirgends Tannen in der Nachbarschaft gegeben hat. Ganz anders in den Jahren 1763 bis 1766, in denen der Vater Kaspar Schiller als Werbeoffizier in Lorch gewohnt hat – übrigens unter unglaublich dürftigen Verhältnissen, da er jahrelang um die Auszahlung seiner Gage kämpfen mußte⁵. Dort bei Lorch verläuft die Grenze eines uralten Nadelwaldgebietes, dort biegt der alte römische Grenzgraben, der Limes, von Norden kommend, plötzlich in rechtem Winkel gegen Osten ab, offenbar, wie *Robert Gradmann* festgestellt hat, um den Nadelwald außerhalb des gesicherten angebauten Gebietes zu halten⁶. Dort in Lorch gab es also Tannen genug in fast unmittelbarer Nähe.

Nun mag man fragen, ob Vater Schiller den Lichterbaum in Lorch schon als „ortsüblich“ angetroffen hat, aber darüber scheint nichts bekannt zu sein – oder kann etwa einer unserer Leser aus seinen Familienerinnerungen einen Nachweis beibringen? Oder hat etwa Schillers Vater die Sitte anderswo gesehen und nach Lorch übertragen? In Straßburg (vgl. unten) scheint er nicht gewesen zu sein, aber



Tannen in Naturverjüngung, links vorne Forchen, Langenbrand 1926

er ist ja in seiner militärischen Laufbahn weit herumgekommen. Am Niederrhein oder in Belgien hat es bestimmt noch keine Tannen gegeben, aber im Siebenjährigen Krieg ist er nach der Schlacht bei Leuthen (1757) den Winter über im Quartier im Saazer Kreis an der böhmischen Grenze gelegen⁵. Und es erscheint denkbar, daß sich von dieser Gegend, vom Erzgebirge her, die Christbaum ebenso ausgebreitet hat, wie im Westen von Straßburg aus. Die Tatsache, daß der junge Goethe erst als Student in Leipzig 1765 ihn kennengelernt und daß Wilhelm von Kugelgen ihn zum erstenmale 1807 in Dresden gesehen hat¹, wo damals geschmückte Bäume verkauft wurden, könnten auf einen Ursprung in dieser Gegend hinweisen. Sollte nun tatsächlich Kaspar Schiller den Brauch von dorthier mitgebracht haben, so könnte der Gedanke nicht ganz abwegig erscheinen, der baumfreundliche Mann habe vielleicht sich um dessen Ausbreitung ebenso bemüht, wie er später, von der Solitude aus, sich um den Obstbaum verdient gemacht hat. Aber sind das nicht müßige Überlegungen? War der Baum nicht doch schon längst auch bei uns ins Brauchtum übergegangen, auch wenn dies (bis jetzt) nicht „aktenmäßig“ belegt werden kann?

Daß von Straßburg um 1605 die ersten urkundlichen Nachrichten über den Christbaum stammen, ist allgemein bekannt¹. Das Gebiet der Stadt erstreckte sich zu beiden Seiten des Rheins weithin gegen Vogesen und Schwarzwald, die beide alten Nadelwald trugen und tragen. Aber die Geistlichkeit hatte keine Freude an dem neuen Brauch: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schüttelt und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommt, weiß man nicht, ist ein Kinderspiel . . . viel besser wäre es, man weißte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum Christum hin.“ Daß der Haupteiferer den Namen *Dannbauer* trug (1642–46), mag man als artigen Scherz des Zufalls ansehen.

Aber von Kerzen am Baum ist noch lange nicht die Rede, von solchen hören wir erst hundert Jahre später, um 1737, denn der Baum erscheint anfangs nicht schon am Vorabend, sondern erst am Morgen des Festtages. Noch *Johann Peter Hebel*, den wir in diesem Zusammenhang nicht vergessen dürfen, weiß von Kerzen noch nichts. Dreimal begeg-



Schwarzwaldforchen („Höhenkiefer“) in Naturverjüngung. Würzbach 1926

nen wir in den „Alemannischen Gedichten“ dem Baum, am schönsten wohl in „Noch eine Frage“. Der Baum ist im Zimmer nicht aufgestellt, sondern aufgehängt, er ist keine Tanne, sondern eine Stechpalme. Auch in unserem württembergischen Schwarzwald ist noch vor einigen Jahrzehnten da und dort ein Stechpalmbäumchen in die Christtagsstube geholt worden, und dieser Brauch hat zweifellos nicht wenig zur Zurückdrängung der schönen Baumart beigetragen.

Bleiben wir in der engeren Heimat, im „Ländle“, das 1806 zum Königreich Württemberg geworden ist. Gerade aus der Zeit des Übergangs liegt ein Buch vor, von dem man Nachrichten über den Lichterbaum erwarten sollte, das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ von *Justinus Kerner*. Aber es enthält kein Wort über den Christbaum, wobei man freilich daran denken mag, daß damals vermutlich weder um Ludwigsburg noch um Maulbronn Tannen im Wald zu finden waren. Vom Christbaum hören wir erst wieder in den Erinnerungen, die *Christian Dillmann*, der Schöpfer des Realgymnasiums, zum Andenken an seinen Vater geschrieben hat⁷. Er erzählt vom letzten Christtag, 1834, den seine bald darauf verstorbene Mutter den Kindern

bereitet hat: „wie die wartenden Kinder durch den Türspalt einen Ausblick zu gewinnen suchten auf das Lichtermeer, das in der Wohnstube von dem Baume ausgestrahlt wurde. Er stand in einem Gärtchen von Moos, in dem Schäfchen aufgestellt waren, und hinter dem Baume stand der Stall mit Eselchen und Krippe . . .“ Aber er sagt weiter: „Für uns Kinder hörte der Christbaum mit dem Tode der Mutter auf, der Vater konnte sich mit solchen Spielereien für die Kinder nicht abgeben.“ Daraus kann man vielleicht folgern, daß die Sitte noch nicht so fest verwurzelt war, daß der Vater sie den Kindern nicht hätte vorenthalten können. Der Erzähler sagt ja auch, er habe – in seiner Jugend – nirgends anderswo einen Christbaum gesehen.

Zwanzig Jahre später, in den fünfziger Jahren, finden wir den Lichterbaum erwähnt im Elternhaus der 1848 geborenen *Tony Schumacher* in Ludwigsburg. Und in der gleichen Zeit begegnen wir ihm bei *Hermann Kurz* in der 1855 erschienenen Novelle „Der Weihnachtsfund“, deren Neuauflage 1862 ausdrücklich den Untertitel trug „Unter dem Tannenbaum“. Es scheint somit kein Zweifel zu sein, daß die Sitte vor hundert Jahren schon weit verbreitet gewesen ist, wenn auch nicht überall.



Forche auf freier Höhe „Bei der Fucht“. Obertalheim-Horb 1909

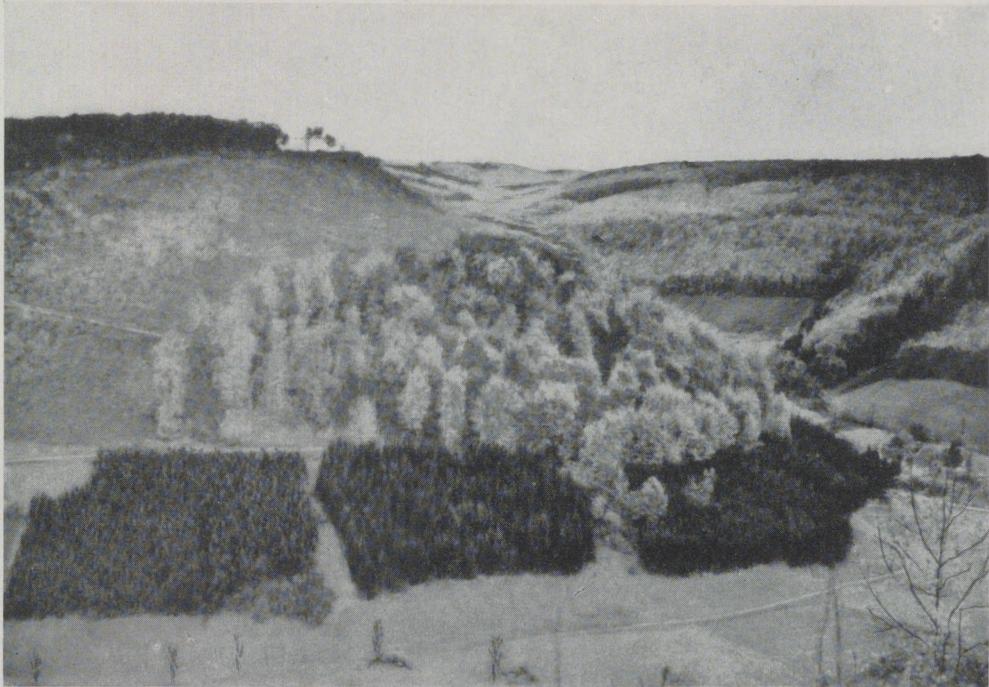
Anders wäre es ja kaum zu verstehen, daß *Scheffel* in seinem „*Ekkehard*“ 1855 keine Bedenken trug, den Christbaum schon um tausend Jahre rückwärts zu datieren.

Um so mehr muß es befremden, daß das 1884 vom Statistischen Landesamt herausgegebene Werk „Das Königreich Württemberg“ über Weihnachtsbräuche lediglich zu melden weiß: „Die Christbescherung mit Buxbaum, Springerle, Hutzelbrot u. a.“ – Sollte der Lichterbaum damals schon so allbekannt und selbstverständlich gewesen sein, daß man ihn gar nicht anführen zu müssen glaubte? Aber nach diesem Grundsatz hätte man auch das Backwerk nicht zu nennen brauchen, das bestimmt noch viel länger schon zum Brauchtum gehört hat.

Erst zum Ausgang des Jahrhunderts war es so weit, daß *Rudolf Kapff* in den „Volkstümlichen Überlieferungen“ schreiben konnte: „Der Tannenbaum (in Flacht Buxbaum genannt) oder wenigstens der im Zimmer aufgehängte Tannenzweig wird jetzt wohl überall Eingang gefunden haben ...“ Und weiterhin: „In konservativen Orten hat die ältere Generation noch das Eindringen des Baumes miterlebt.“ – Ob dabei nicht da und dort auch Widerstand aus religiösen Gründen, Abneigung gegenüber „weltlicher“ Sitte mitgespielt hat oder gar heute noch mitspielt? – Mancher unserer Leser wird sagen

können, daß seine Eltern, auf dem Lande aufgewachsen, in ihrer Kindheit einen Christbaum höchstens im Pfarrhaus oder Schulhaus gesehen haben, auch wenn ein solcher in der großen Stadt damals schon kaum mehr in einem Hause gefehlt haben wird.

Wir sind davon ausgegangen, daß der Lichterbaum sich nur da ausbreiten konnte, wo geeignete Bäumchen leicht zu beschaffen waren. So erscheint Klärung darüber am Platze, wo in Württemberg dies zutreffen konnte, wo „Tannen“ schon von Natur vorhanden waren, bevor solche durch die Forstwirtschaft künstlich eingebracht worden sind. Zuvor ist aber Klarheit darüber nötig, welcherlei „Tannen“, welche Arten von Nadelbäumen überhaupt in Betracht kommen konnten. – Hand aufs Herz! Wie viele unserer Leser wissen es und können die verschiedenen Arten unterscheiden, sofern sie nicht gerade irgendwie „vom Fach“ sind? Nur drei Nadelbäume sind bei uns einheimisch, wenn wir von den „Kleinen“ absehen, von Eibe und Wacholder, von Legforche und Riedforche (*Spirke*). Das sind die Tanne (*Weißtanne*, *Abies pectinata*), die Fichte (*Rottanne*, *Picea abies*) und die Forche (*Kiefer*, *Pinus silvestris*). Alle anderen Nadelbäume, auch die Lärche, sind Neueinführungen aus den letzten zweihundert Jahren.



Wie soll man sich über eine Vergrößerung der Waldfläche freuen, wenn dadurch der landschaftliche Reiz des Tälchens gründlich vernichtet wird?
Geislinger Alb 1937

Zu Christbäumen dienen uns fast ausschließlich Tanne und Fichte. Die erste, mit flachen, gescheitelt sitzenden, an der Spitze eingekerbten Nadeln hält im Zimmer viel länger aus als die Fichte, sie hat aber nicht den besonderen Duft der angesengten Fichtennadeln, welche letztere mehr oder weniger rings um den Zweig stehen, spitz zulaufen und leicht kantig erscheinen. Aber sie fallen im warmen Zimmer frühzeitig ab, sofern es nicht gelingt, den Baum alsbald in ein Wassergefäß zu stellen, was freilich meist gar nicht möglich ist, wenn sie, wie dies heute in der Stadt üblich ist, schon Wochen lang vor dem Verkauf im Walde geschlagen werden. Was aber den Waldfreund besonders angeht: die reifen Zapfen hängen bei der Fichte abwärts und fallen als Ganzes zu Boden. Die aufrecht stehenden Zapfen der Tanne aber entblättern sich, die Schuppen fallen auseinander, so daß nur die leere Spindel am Zweig stehen bleibt. Einen richtigen Tannenzapfen in die Hand zu bekommen, das gelingt nur, wo Bäume gefällt werden oder der Sturm Zweige abgerissen hat. Die beliebten braunen „Tannenzapfen“ am Waldboden stammen alle von Fichten.

Während nun diese beiden Arten im Alter aus der Ferne nicht immer leicht zu unterscheiden sind,

zeigt die lockerer aufgebaute Forche, deren lange Nadeln stets paarweise stehen, meist ein klareres Bild. Alte Bäume mit tiefaufgerissener rotbrauner Borke können flach ausladende Kronen zeigen oder spitzzulaufende, ähnlich der Fichte, je nach Abkunft und Gegend, denn der Baum ist bei seiner weiten Verbreitung überaus vielgestaltig. Die erst im zweiten Jahre reifenden kleinen grauen Zapfen finden als „Kienäpfel“ viele Freunde. Der Baum liefert uns ja den „Kien“, oder vielmehr er hat uns die „Kien-späne“ geliefert, die, stark von Harz durchtränkt, einst überaus wichtig gewesen sind zum Anfeuern und zum Beleuchten. Daher rührt der norddeutsche Name Kiefer, das heißt Kienföhre, während im Süden die Bezeichnungen Föhre, Forle, Forre, Forche gebräuchlich sind.

Damit ist wohl das an dieser Stelle – es geht ja hier nicht um eine Nachhilfestunde in Forstbotanik! – für uns wichtigste gesagt, bis auf eines, bis auf die Blüten. Diese sitzen hoch oben in Form von Kätzchen, die männlichen getrennt von den weiblichen, welche letztere schon den künftigen Zapfen erahnen lassen. Der Blütenstaub der männlichen, der Pollen, kann in reichen Blütenjahren, vom Wind getragen, in ganzen Wolken das Land durchziehen und als „Schwefelregen“ niedergehen. Und gerade die win-



Auch im Oberland ist die Fichte vielfach an die Stelle der Buche getreten, der hier noch als Bodenschutz eine wichtige Aufgabe zukommt, zugleich als Ansatz zur angestrebten und seither erreichten Mischung.

„Schwefelbrunnen“ – Baidt 1909

zigen Körnchen des Blütenstaubs, die so überaus vergänglich scheinen, gerade sie halten sich am allerseltesten, unvorstellbare Zeiträume hindurch, von der Luft abgeschlossen, im Grund der Moore. Sie lassen – bei allen Blütenpflanzen – ihre Artzugehörigkeit klar erkennen und geben uns so, Schicht um Schicht sorgfältig auseinandergelassen, genaue Auskunft über die Vergangenheit.

So haben wir heute auf Grund der Pollenanalyse von allen Waldgebieten ein klares Bild ihrer natürlichen Entwicklung¹⁰, zumal wenn wir die Untersuchung irgendwelcher organischer Reste auf radioaktiven Kohlenstoff hinzunehmen können. Nach dem sehr langsamen Abklingen der letzten Eiszeit, so etwa vor rund zehntausend Jahren, war unser Land „wüste und leer“. Alle Gehölze waren verschwunden und konnten erst in sehr langen Zeiträumen aus ihren Zufluchten zurückkehren. Als erste kamen Forchen und Birken, genau wie diese heute noch die ersten Gehölze sind im hohen Norden und im Hochgebirge am Rande des Eises. Das mag so ungefähr in der „Mittelsteinzeit“ gewesen sein, zu Beginn einer wärmeren Periode. Nach ihnen breitete die Hasel sich aus, in der „Jungsteinzeit“;

später, jeweils durch Wandlung des Klimas bedingt, ein Eichenmischwald. Dann erst, in einer Zeit mehr atlantischen Klimas, kamen Tanne und Buche (Rotbuche) und zuletzt von allen erschien die Fichte. Während Tanne und Buche, von Westen bzw. Südwesten her kommend, über den Rhein weit gegen Osten vorgedrungen sind, gelang es der von Nordosten kommenden Fichte nicht, in entgegengesetzter Richtung aus eigener Kraft den Rhein zu überschreiten gegen Westen. Was, vielleicht abgesehen von ganz vereinzelt Vorläufern, in den Vogesen, aber auch im Pfälzerwald, in der Eifel u. a. heute an Fichtenwald wächst, ist alles Menschenwerk, noch kaum zweihundert Jahre alt.

Daß die genannten Hauptholzarten das Land nicht überall gleichmäßig besetzen konnten, versteht sich wohl von selbst. Nur da, wo die unabänderlich gegebenen natürlichen Bedingungen ihnen das Bleiben erlaubten, konnten sie sich dauernd festsetzen und auf natürlichem Wege, durch Selbstbesamung, durch „natürliche Verjüngung“ sich erhalten. Wo dies nicht zutraf, mußten sie bei jeder Schwankung des Klimas wieder verschwinden. So konnte die Fichte zum Beispiel, weil sie ein höheres Maß von Feuchtigkeit



Fichte auf freier Bergweide im Allgäu bei Eisenbach 1908



Kugelig gewachsene Forche an der Waldecke Kohlwald-Gaillardorf 1909

verlangt, in den trockeneren Teilen unseres Unterlands, im Weinbaugebiet, nicht überall heimisch werden, und so sind auch die vom Menschen seit etwa zweihundert Jahren dort immer wieder eingebrachten Fichtenbestände nicht überall fähig, sich aus eigener Kraft fortzuerhalten.

Nur in drei Gegenden Württembergs ist der Nadelwald seit „uralten Zeiten“ zu Hause. Einmal in dem Gebiet, von dem schon oben die Rede war, östlich des römischen Grenzgrabens bis zum Ellwanger Vierngrund, dann im südlichen Oberschwaben, dem Alpenvorland und drittens im Nordschwarzwald, genauer gesagt, im Kniebis-Hornisgrindegebiet, im Bereich der höchsten Jahresniederschläge, von wo aus das Nadelholz, vor allem die Fichte, im Laufe der Zeit alles andere, besonders Eiche, Buche und Ahorn mehr und mehr zurückgedrängt hat, wobei aber die Fichte in die Gegend von Wildbad-Herrenalben erst gegen 1800 aus eigener Kraft gelangt ist¹³.

Damit sind wir mitten in der geschichtlichen Zeit. So winzig kurz dieser Zeitraum ist im Vergleich zur vorausgegangenen vorgeschichtlichen Zeit, so hat er doch das Aussehen und die Zusammensetzung des

Waldes außerordentlich stark beeinflusst und tut das auch heute noch¹⁴. Über diese Änderungen stehen uns urkundliche Zeugnisse, Aufzeichnungen verschiedenster Art, reichlich zur Verfügung. Aber bei deren Auswertung ist erhebliche Vorsicht geboten, schon allein deshalb, weil wir manche Nachricht gar nicht mehr einwandfrei zu deuten vermögen. Das gilt sogar für die jeweils gebrauchten Namen der Bäume. Das Wort „Tann“ ist in den ältesten Zeiten vielerorts gleichbedeutend mit „Wald“. Dann wird es zu „Nadelwald“ im Gegensatz etwa zu „Buch“ oder „Eich“, und damit wird es Allgemeinbezeichnung für alle Nadelbäume, und wir können von Harztanne oder Kiantanne oder sogar von Lärchentanne lesen, wo wir heute Fichte, Forche und Lärche meinen. Im Schönbuch z. B. wurden die erstmals 1623 angesäten Forchen von der Bevölkerung „Tannen“ genannt¹⁵. Daraus ergibt sich, daß wir in alten Urkunden usw. die Tanne nur dann mit unserer Weißtanne gleichsetzen dürfen, wenn neben ihr auch Fichte (Rottanne) und Forche ausdrücklich angeführt werden. Und wie steht es mit der Fichte? Gerade in unserem Sprachgebiet ist auch dieser

Name gar nicht eindeutig. Als im Unterland vor rund dreihundert Jahren Forchen durch Saat angebaut wurden, da nannten die Unterländer alles Nadelholz „Fichten“, also auch die Forche¹⁶.

Das nämliche war noch vor zwei Menschenaltern (laut Schwäb. Wörterbuch) im Raum Freudenstadt-Oberndorf üblich, noch vor 50 Jahren hieß im Gebiet Altensteig-Nagold die Forche „Fiecht“ oder „Fucht“, und die nämliche Vertauschung der Namen ist aus dem Ellwanger Bereich festgestellt¹⁶, übrigens auch aus Teilen der Schweiz und im Elsaß. In diesem Zusammenhang dürfen wir auch an „Poseidons Fichtenhain“ bei Schiller denken, vielleicht auch an den Anfang der „Glocke“ (Nehmet Holz vom Fichtenstamme!). Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß an beiden Stellen Forchen gemeint sind.

Daß die Eingriffe des Menschen in den Wald in erster Linie wirtschaftlich bedingt waren und zur Aufwertung des von Raubbau, Streuentzug, von Weidevieh und Wild verwüsteten Laubwalds durch Fichte und Forche führten, daß an Stelle des Brennholzzieles der Anbau von Nutzholz trat, das braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden. Wenn dabei die Fichte in rascher Ausbreitung begriffen war und noch ist, so erhebt sich die Frage, ob daran schließlich der Mensch die Schuld trägt, weil sie eben am einfachsten anzuziehen ist und am raschesten Holz und damit auch Geld bringt, oder ob nicht vielleicht diese Tatsache auch damit zusammenhängen könnte, daß etwa Schwankungen im Klima u. a. den Erfolg der Fichte mindestens erleichterten, ob vielleicht die natürliche Wanderung der Fichte noch gar nicht zu Ende gekommen war, als der Mensch eingriff. Wir wissen ja, daß schon mindestens einmal, im 16. Jahrhundert, bei uns ein Fichtenvorstoß eingesetzt hat¹², aus Gründen, die in keiner Weise den Menschen zur Last gefallen sind.

In vollem Gegensatz zur Fichte ist die Tanne heute bei uns in offenem Rückgang begriffen. Auch bei ihr scheint der Gedanke berechtigt, daß dieser Rückgang vielleicht nicht ausschließlich die Schuld des Menschen ist, daß vielleicht auch hier Verschiebungen im Klima o. a. mitsprechen, die freilich bisher sich nicht einwandfrei nachweisen lassen. Es fehlt selbstverständlich keineswegs an Bemühungen, diesem Rückgang entgegenzutreten, insbesondere durch die Bewirtschaftung im Plenter- oder Femelbetrieb, der seine besten Erfolge auch in unserem Lande im Bereich des natürlichen Buchen-Tannen-Walds aufzuweisen hat, und zwar im bäuerlichen Kleinwald, dessen Besitzer persönlich alle Arbeiten mit viel

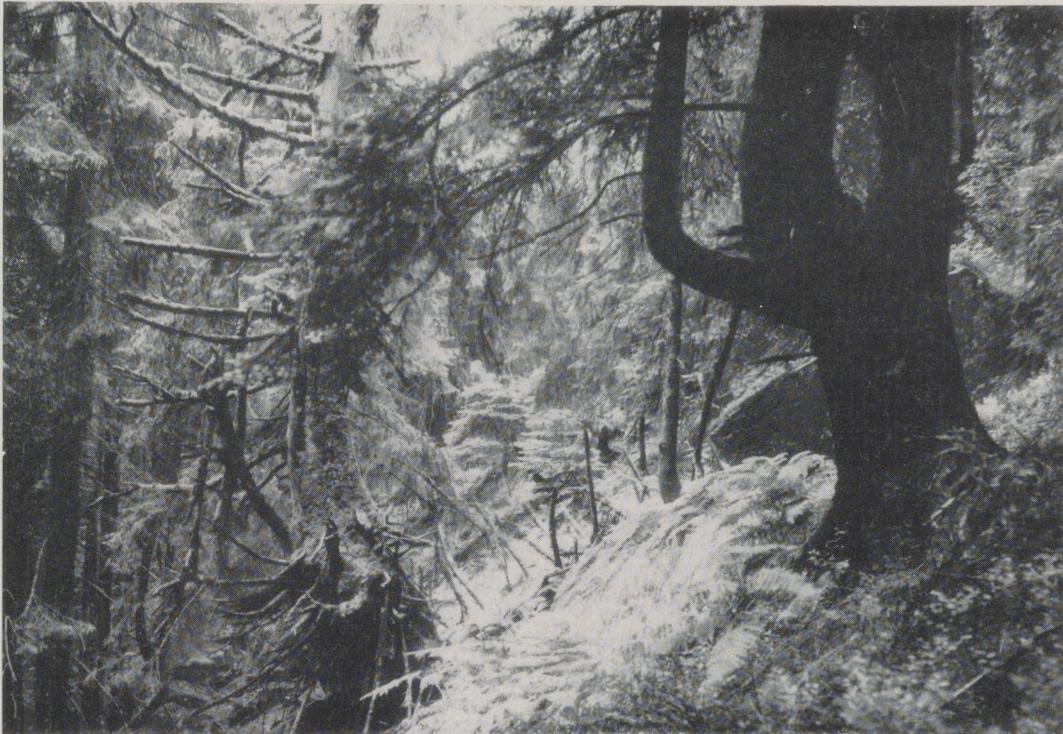
mehr Sorgfalt und Überlegung ausführen kann, als dies im Großbetrieb mit fremden Arbeitskräften möglich ist.

Wie steht es nun um unsere Christbäume? Woher kommen sie zu uns, Jahr um Jahr? Wenn wir hören, daß sogar in den walddreichen USA mehr und mehr künstliche Ersatzbäume verwendet werden, die man nach Gebrauch zusammenklappen und im nächsten Jahr wieder verwenden kann, wenn unser Nachbarland Polen zu Kunststoffbäumen greifen muß, dann faßt uns ein Grauen an. Ist es doch schon schlimm genug, daß die lebendige Kerze immer mehr dem elektrischen Licht weicht, in gewissen Fällen ja leider weichen muß. Soll zum lebendigen Licht nun auch noch das lebendige Grün verschwinden?

Wie groß ist denn unser Bedarf an Christbäumen? Aus der engeren Heimat Baden-Württemberg werden jährlich 1 bis 1,5 Millionen angeboten, davon rund 250 000 aus Staatswald. Für die ganze Bundesrepublik wurden in den letzten Jahren ziemlich gleichmäßig 15 Millionen Bedarf gerechnet, von denen 12,5 Millionen im westdeutschen Wald geschlagen wurden. Neun Zehntel davon sind Fichten, ein Zehntel Tannen. Nur geringe Mengen liefern Forchen oder Ausländer, wie Douglasien und Stroben (Weymuthsforchen). In 94% aller Haushaltungen mit Kindern werden Christbäume aufgestellt¹⁷. Da liegt die Frage nahe, wie lange denn solcher Riesenbedarf Jahr für Jahr aus dem eigenen Walde gedeckt werden könne. Geht doch unaufhaltsam immer neue Waldfläche verloren an die Ausdehnung der Städte, an die Industrie, an den Verkehr und für immer neue Zwecke, und muß doch überall, wo es an Gelände fehlt, der Wald neue Opfer bringen!

Das ist wohl richtig, aber doch auch wieder nicht. Denn unsere gesamte Waldfläche wird nicht kleiner, sondern größer. In Baden-Württemberg z. B. kommt immer wieder so viel neuer Wald hinzu, daß man alle zwei oder drei Jahre ein neues Forstamt einrichten könnte, wenn der Zuwachs beisammen läge und nicht überall weit im Lande zerstreut. Alle diese Flächen sind „Grenzertragsböden“, die bisher landwirtschaftlich benützt worden sind, deren weitere Bewirtschaftung sich aber nicht mehr lohnt und die aufgeforstet werden, sofern sie zu Siedlungen oder anderen Zwecken sich nicht eignen.

Da nun zu solchen Neuaufforstungen bäuerlichen Bodens meist Fichten verwendet werden, weil dies am billigsten zum Ziel führt und schon früh einen Ertrag abwirft, seien es auch nur Bohnenstecken, Stängchen oder gar Christbäume, so scheinen dies



Ungepflegter Urwald aus Tanne und Fichte – Naturschutzgebiet Wildsee–Hornisgrinde 1927

günstige Aussichten für den um seinen Christbaum besorgten Städter, zumal manche Flächen ausdrücklich zur Christbaumzucht bestimmt werden. Aber können wir uns über solchen Gewinn freuen, wenn er auf Kosten der Landschaft geht? Die Grenzertragsböden sind ja größtenteils Schafweiden, wie etwa die Wacholderhalden unserer Alb, die uns Freude und Erholung schaffen. Sie werden freilich ganz von selbst zu Wald, wenn die Beweidung sich nicht mehr lohnt, weil wir, im Vergleich mit anderen Ländern, viel zu wenig Hammelfleisch verbrauchen, aber solcher Wald sieht dann ganz anders aus, als unsere künstlichen „Fichten- und Forchenäcker“. Vielfach sind es auch enge Waldtälerchen, Wiesen, deren Schönheit durch Aufforsten zerstört wird, die uns aber ihres Reizes wegen am Herzen liegen, die oft als Abzug von Kaltluft, zum Ausgleich örtlichen Klimas, als Zuflucht für bestimmte Pflanzen und Tiere uns wichtig sind. Vorwürfe gegenüber dem Forstmann sind in solchen Fällen meist fehl am Platze, diese Flächen sind ja noch gar nicht Wald, sie sollen es erst werden, und erst, wenn der junge Privatwald als solcher anerkannt ist, unterliegt er der forstlichen Aufsicht. Und auch dann hat der Forstmann auf privaten Besitz meist recht wenig Ein-

fluß. Nur der Natur- und Landschaftsschutz kann Schlimmes verhüten, vorausgesetzt, daß die Weide, das Wiesental usf. rechtzeitig unter Schutz gestellt worden ist. Aber er hat es meist mit starkem Widerstand zu tun, zumal die Aufforstung aus öffentlichen Mitteln gefördert wird.

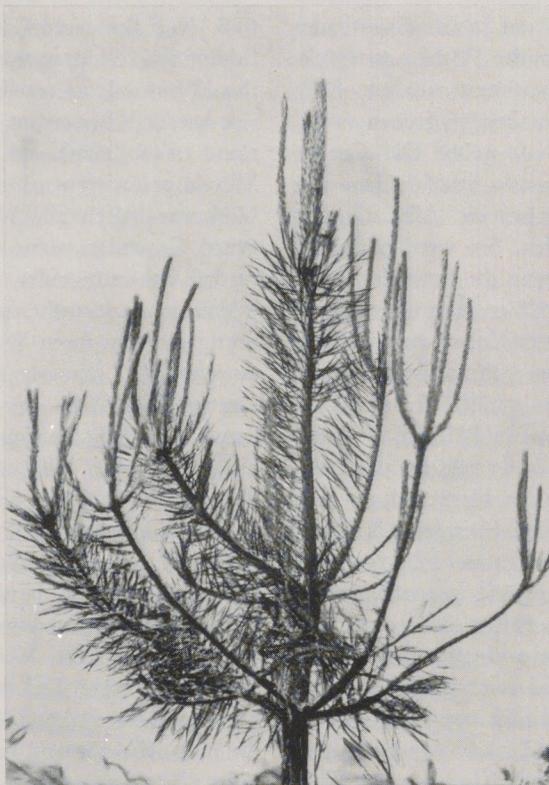
Und was helfen alle Neuaufforstungen in abgelegenen Gegenden, wenn der Wald gerade da immer rascher dahinschwindet, wo er am allernötigsten ist? Wenn man versucht, etwa den Besorgnissen der Stuttgarter um ihren Waldgürtel dadurch entgegenzutreten, daß man sie auf das Anwachsen der gesamten Waldfläche des Landes verweist, so zeigt das ein ganz erschreckendes Maß von Verständnislosigkeit¹⁸. Was hilft es denn der Luft im Innern der großen Städte, wenn die Waldfläche draußen im Lande irgendwo zunimmt? Es geht ja doch heute nicht mehr um die Holzerzeugung und deren Steigerung. Es geht auch nicht etwa nur um die Spaziergänger und „Erholungsuchenden“. Wir sind mitten in einer neuen Wandlung begriffen, was den Wald und seine Bedeutung betrifft. Er hat doch heute und in Zukunft Aufgaben zu übernehmen, die man sehr zögernd erkannt hat und immer noch nicht überall erkennt. Es geht um viel mehr als um

Holz, es geht um die Sicherung des allerwichtigsten für unser Leben, es geht um die Gesunderhaltung unseres Wassers und es geht, vor allem in den immer dichter werdenden Ballungsgebieten, um die Gesunderhaltung unserer Luft. Und für diese beiden Ziele stellt der Wald sich als unerläßliche Voraussetzung und dazuhin als natürliches und billigstes Hilfsmittel immer klarer heraus. Das ist schon oft gesagt worden, aber immer noch nicht oft genug. Es muß immer wieder neu gesagt werden, in der Hoffnung, daß die Erkenntnis der Zusammenhänge endlich auch von denen begriffen und in Kopf und Herz derer dringen werde, die zu letzten Entscheidungen berufen sind, die aber vor lauter Sorgen um Einzelfragen der Wirtschaft keine Zeit finden, sich um die Grundvoraussetzungen allen Wirtschaftslebens zu kümmern, um die Gesunderhaltung von Land und Volk, um die Vorsorge für uns Menschen selbst!

Anmerkungen

- ¹ Wilhelm Nestle, Die Entstehung des Weihnachtsfestes und der Weihnachtsgebräuche, Sonntagsbeilage zum „Schwäbischen Merkur“ 24. 12. und 31. 12. 1921. – ² Neues Forstarchiv, Band XIII, Nürnberg 1807. – ³ Fischer, Schwäb. Wörterbuch Band IV, S. 766. – ⁴ Biographie des Dr. F. W. von Hoven. Von ihm selbst ge-

schrieben, Nürnberg 1840. – ⁵ H. Missenharter, Kaspar Schiller, Stuttgart 1944 und „Schwäb. Essays“, Urach 1946. – ⁶ Robert Gradmann, Der obergermanisch-rhätische Limes und das fränkische Nadelholzgebiet, Petermanns Mitteilungen 1899. – ⁷ Christian Dillmann, Der Schulmeister von Illingen. Ein Zeit- und Sittenbild des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1901. – ⁸ Tony Schumacher, Was ich als Kind erlebt, Stuttgart 1901. – ⁹ Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Nr. 2 Festgebräuche. Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1905. – ¹⁰ F. Firbas, Spät- und nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas nördlich der Alpen, Band II, Jena 1952; – K. Bertsch, Geschichte des deutschen Waldes, 4. Aufl. Jena 1953. – ¹¹ F. A. Tscherning, Beiträge zur Forstgeschichte Württembergs, Stuttgart 1854. – ¹² F. von Hornstein, Wald und Mensch, 2. Aufl. Ravensburg 1958; s. hierzu auch R. Lohrmann, Forstliches aus Oberschwaben (Blätter des Schwäb. Albvereins 1965, 3). – ¹³ O. Feucht, Zur Ausbreitung der Fichte im Nordschwarzwald. Jahreshefte des Vereins f. vaterl. Naturkunde Band 113, Stuttgart 1958. – ¹⁴ Die Forstwirtschaft in Baden-Württemberg. Ein Überblick. Vom Ministerium für E.-L.-F., 1960. – ¹⁵ M. Zeyher, Der Schönbusch, Stuttgart 1957. – ¹⁶ H. Jänichen, Die Holzarten des Schwäb.-Fränk. Waldes zwischen 1650 und 1800, Mitt. des Vereins für forstl. Standortkunde Nr. 5, Stuttgart 1956. – ¹⁷ Presse- und Informationsbrief der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, Dezember 1964. – ¹⁸ Dies gilt auch für den Hinweis auf die Holländer, die trotz sehr kleiner Waldfläche „sich dennoch bester Volksgesundheit erfreuen“ (Amtsblatt der Stadt Stuttgart 9. 9. 1965). Er übersieht völlig, daß Stuttgart nicht am Meer, nicht an einer großen Wasserfläche liegt und deshalb zur Lufterneuerung ganz auf den stadtnahen Wald angewiesen ist!



Wenn die Forche im Mai ihre jungen Triebe ansetzt, sieht sie fast wie ein Christbaum aus!

Oberschwaben

Landschaft, Geschichte und Leute anders als in Alt-Württemberg

Von Helmut Bosler

Reich gestaltet ist das Bild Oberschwabens. Um das jedoch behaupten zu können, muß man Oberschwaben erst wirklich kennenlernen und dabei nicht nur seine Landschaft, sondern auch seine Städte, seine Dörfer und Einzelhöfe, seine Geschichte und besonders auch seine Menschen. Das einmal gewonnene umfassende Bild wird sich in kräftigen Zügen und Farben zeigen. Bei all der Buntheit unterschiedlicher Einzelheiten wird sich Verbindendes, Zusammengehöriges deutlich abheben und dabei ein fest umrissenes, einheitlich-harmonisches Ganzes erkennen lassen. Eben in solch klarer Einheitlichkeit seiner Wesenszüge beeindruckt Oberschwaben und grenzt sich so gegenüber anderen Landesteilen unserer schwäbisch-alemannischen Heimat ab.

Es ist vieles anders dort im Winkel zwischen Schwäbischer Alb, Bodensee und Iller, anders jedenfalls als die Vorstellungen aussehen, die sich der Nichtschwabe gemeinhin macht, wenn er vom „Schwabenland“ und „den Schwaben“ sprechen hört. Denn dabei hat dieser wohl in der Regel die engere Heimat von Friedrich Schiller, Eduard Mörike, Justinus Kerner und Ludwig Uhland oder mancher anderer unserer bekanntesten schwäbischen Dichter vor Augen, nämlich das altwürttembergische Neckarland. Neckarland und oberschwäbisches Alpenvorland sind aber „grundverschieden“ und dies nicht bloß in wahrstem Wortsinn, also geologisch, nein, auch klimatisch, morphologisch, wirtschaftlich und historisch. Kein Wunder also, wenn auch die Menschen „doben im Oberland“ anderer Wesensart sind als die neckarschwäbischen (und fränkischen) „drunten im Unterland“! Und dies, obgleich – bildlich gesprochen – die einen wie die andern unterm gleichen Dach wohnen, im selben „Gebäude“ nämlich, mit dem geologisch-morphologisch das „Schwäbische Schichtstufenland“, volkskundlich das schwäbisch-alemannische Stammland, historisch-staatspolitisch das einstige Staufferland und altdeutsche Herzogtum Schwaben sowie der jetzige „Südweststaat“ Baden-Württemberg gemeint ist. Doch die „Oberländer“ und die „Unterländer“, Oberschwaben und Neckarschwaben, leben in verschiedenen Stockwerken dieses „Gebäudes“: die ersteren ganz oben (staatspolitisch betrachtet aufgestockt), im Dachgeschoß gewisserma-

ßen, und dort – sinnbildlich ausgedrückt – ungebundener, naturnäher und daher auch unbekümmerter, leichter, mit einer Freude an allem zur Schau Gestellten und bildhaft Geschaffenen. Demgegenüber drängen sich die Unterländer in den vielgekammerten Untergeschossen. Hier stehen die Menschen merklich in kaum entrinnbarer Berührung mit der modernen anspruchsvollen Lebenswirklichkeit, die in rastlos sich äußernder Geschäftigkeit und mehr fordernd als bietend aufdringlich und spürbar ins Bewußtsein tritt. Hier fehlt daher auch weitgehend die Lust an bildhafter Um- und Ausgestaltung sowie sinnhafter Belegung einer vornehmlich rein dinglich begriffenen Umwelt; dagegen findet statt dessen die rein geistige, d. h. ideelle Auseinandersetzung mit der Umwelt und den auf sie einwirkenden höheren Mächten eine stärkere Beachtung.

Wie aber sieht im einzelnen die natürliche Umwelt des oberschwäbischen Menschen aus, wie der von ihm in ganz bestimmten Geschichtsvorgängen geschaffene Kulturraum Oberschwaben, der dazu reizt, bereits in einer skizzenhaft andeutenden Einleitung gegenüberstellend situationsbedingte Unterschiede aufzuzeigen?

Naturräumliche Gliederung

Die landschaftliche Gliederung Oberschwabens¹ begründen geologisch bedingte Verschiedenheiten der Oberflächenformen, teilweise aber auch klimatische Unterschiede.

Das Landschaftsbild Oberschwabens verdankt seine Prägung größtenteils erdgeschichtlich noch jungen Vorgängen, nämlich mächtigen lockeren Ablagerungen im Tertiär und Diluvium. Diese füllten ein bei der Hebung der Gesteinsschichten im südwestdeutschen Schichtstufenland und der Auffaltung der Alpen entstandenes Meeres- und nachfolgendes Süßwasserbecken durch die Alpenflüsse bis zu 3000 m mächtigen Schichten von Sandsteinen, Konglomeraten, Mergeln und weichen Schiefen auf. Über diese Molasse genannten, tertiären Sandsteinschichten des Alpenvorlandes breiteten sich dann in der Eiszeit die Alpengletscher und lagerten wiederum stellenweise erhebliche Mengen Gesteinsschutt, meist Schottermassen, ab.

Doch blieb im Norden vor dem Südrand der Donau eine kleine Zone von Vorstößen der Alpengletscher und so auch von Vereisung und Zuschüttung frei.

Das Klima zeigt im allgemeinen kontinentale Ausprägung der Temperaturverhältnisse; mit zunehmender Meereshöhe kommen jedoch mehr ozeanische Klimafaktoren zur Geltung, so z. B. frische, regenreiche Sommer. Die mittlere Jahrestemperatur wird durch hohe und ungünstige Lage beeinflusst. Warme Südwinde werden durch die Alpen am Eindringen gehindert, kalte Nordwinde aber durch die Alb nicht entscheidend abgewehrt. Das Jahresmittel des westlichen Alpenvorlandes beträgt so $7,5^{\circ}$ (demgegenüber Gesamtdeutschland $9,1^{\circ}$, Bodenseebecken $8,5^{\circ}$, Oberrheinische Tiefebene $10,3^{\circ}$).

Die Niederschläge nehmen von der Donaualb zu den Allgäuer Voralpen hin immer mehr zu. Mittlere jährliche Niederschlagshöhen in mm: Münsinger Alb: 850–900, Sigmaringen – Donaualb – Südrand: 750, Riedlingen – Ehingen: 700, Saulgau – Ulm: 700–750, Biberach: 800, Waldsee: 850, Ravensburg: 900, Tettmang: 950, Kisllegg – Leutkirch: 1200, Lindau – Wangen: 1300–1400, Allgäuer Westalpen (Adelegg): 1500–1800. – Das Sonderklima des Bodenseebeckens steht in engstem Zusammenhang mit dem dortigen Landschaftscharakter; es zeitigt, wie noch ausgeführt wird, günstigste Verhältnisse.

Auf Grund geologisch und klimatisch besonderer Verhältnisse läßt sich Oberschwaben naturräumlich folgendermaßen untergliedern:

a) Der *Alpenanteil* ist recht klein; er umfaßt das zu den *Westallgäuer Voralpen* gehörige Gebiet der Adelegg mit dem Schwarzen Grat (1119 m) östlich von Isny. Die von scharf eingerissenen Tälern, so der Argen, herausmodellierten hohen Rücken tragen vorwiegend Nadelwald. Im übrigen führt der Niederschlagsreichtum neben Waldwirtschaft zu reiner Gras(= Alm)-wirtschaft.

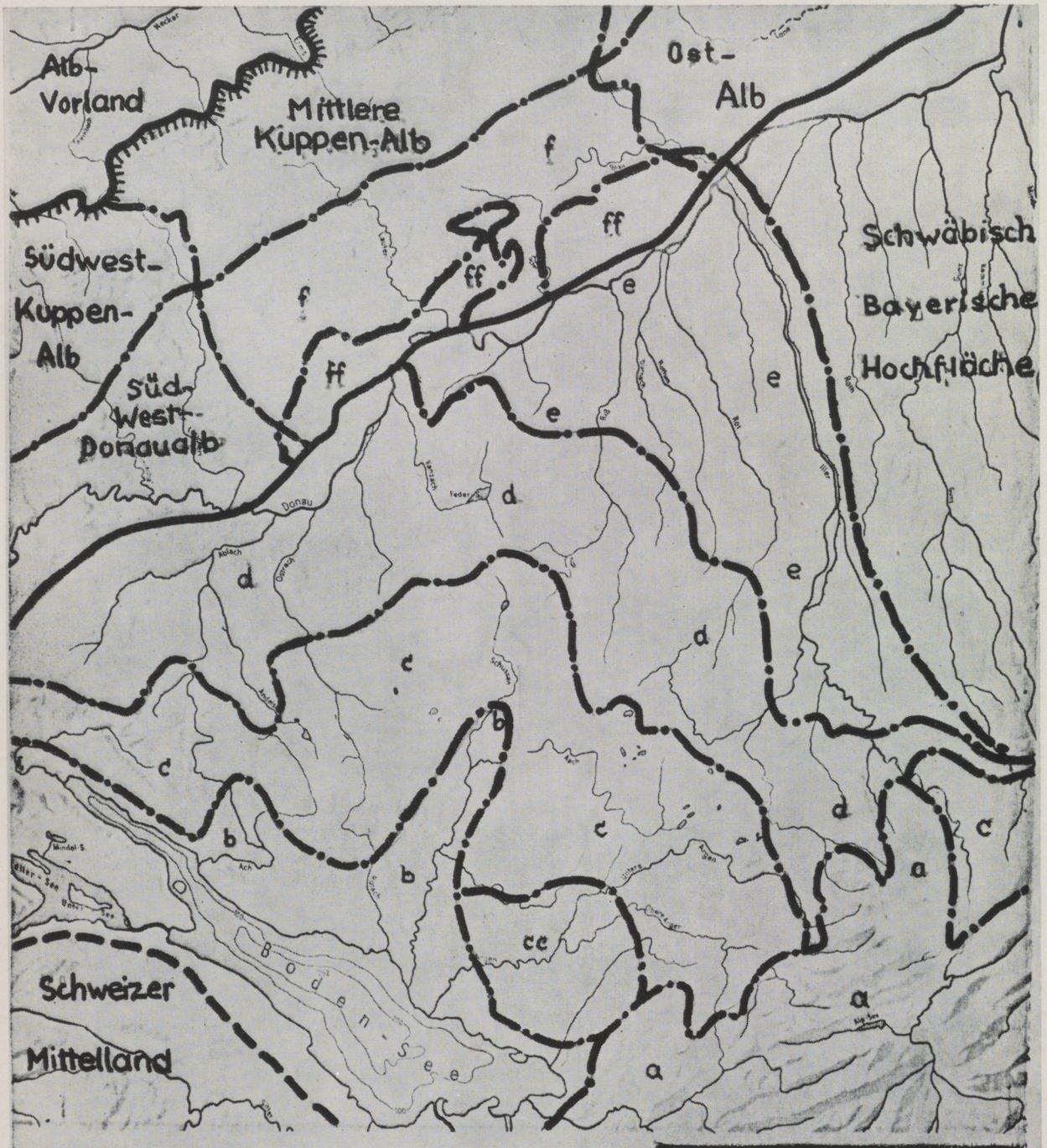
b) Das *Bodenseebecken* mit der Uferlandschaft und dem Schussenbecken (Ravensburger und Tettmanger Becken; 450–465 m), ist eine durch tiefe Lage, ausgleichenden Einfluß der Wassermassen des 539 qkm großen, 252 m tiefen Sees und erwärmende Föhne klimatisch außerordentlich begünstigte Landschaft mit daher besten Voraussetzungen für den dortigen bekannten Anbau von Wein, Edelobst, Gemüse und Hopfen.

c) Die das Bodenseebecken nordöstlich, nördlich und westlich umrahmende sog. Jungmoränenlandschaft ist im südlichen Oberschwaben eine unruhige Hügel-

landschaft, gestaltet von den Zungen des Rheingletschers der letzten Eiszeit, mit einem Gewirr von Hügelreihen und bewaldeten Kuppen (bis 833 m) des Erdmoränenwalles, mit ausgeschürften kleinen Becken und Senken, die teilweise mit Seen erfüllt (Allgäuer Seenplatte, um 700 m hoch), teilweise verlandet oder vermoort sind. Besonders eigenartig ist dabei die von der östlichen Gletscherzunge gebildete, durchschnittlich um 550 m hoch gelegene Allgäuer *Drumlinplatte* mit – infolge Stauung der Gletscherströme – zahllosen länglichen, gleichgerichteten Hügeln, den sog. Drumlins, und tief eingengagten Engtälern (Tobel) der Argen. Hier herrscht noch Graswirtschaft, d. h. Grünland-Weidewirtschaft (mit Viehzucht) vor, während mit der Abnahme der Niederschlagsmengen nordwärts und im Hinterland des Bodenseebeckens westlich der oberen Schussen neben den Futterbau mehr und mehr auch Getreide-Hackfruchtbau tritt, dies besonders wo die Grundmoränenplatten mit feinerem, fruchtbarem Gletscherschutt bedeckt sind. Die Seen treten hier mehr zurück; dafür sind vermoorte Niederungen weitflächiger, so das Pfrunger Ried bei Wilhelmsdorf.

d) Nördlich der Endmoränenzüge zeigt sich eine verhältnismäßig ebene Landschaft mit weniger auffälligen Ablagerungen früherer Eiszeit. In dieser Altmoränenlandschaft (um 660 m) sind die Hügel erniedrigt (nur vereinzelt über 700 m) oder vielmehr durch Schotterablagerungen weitgehend eingebnet. Alle einstigen Seen sind zugeschüttet. Einstige größere Seebecken, z. B. das Federseebecken und das Wurzacher Ried, sind großenteils verlandet und durch ausgedehnte, heute der Torfgewinnung dienende Hochmoore erfüllt. Im übrigen haben Schmelzwasser vor dem Jungmoränenwald weithin sandig-kiesige, wenig fruchtbare Schotterflächen ausgebreitet. Diese welligen Platten sind von zahlreichen Schmelzwasserrinnen, heutigen Donauzuflüssen, in breiten Talungen (Ablach, Riedlinger Donau, obere Riß und Rot, Aitrach) zerschnitten. In diesen finden sich, so besonders an der Riedlinger Donau, gute Ackerböden.

e) Im Norden der Schotterplatten, die westlich des Riedlinger Beckens über die Donau hinweg sogar noch auf den Albkörper hinaufreichen, fehlen die Gletscherablagerungen. Statt diesen findet sich zwischen Donau und Riß ein *tertiäres Molasse-Hügelland*, flachwellig und waldarm mit meist guten Böden, vorwiegend Kalken, Sanden und Tonen. Wo Lehm- und Lößböden aufliegen und dazuhin die Niederschläge gering, die Temperaturen günstig sind,



- a = WESTALLGÄUER VORALPEN (ADELEGG U. BREGENZER WALD)
- b = BODENSEEBECKEN, cc = ALLGÄUER DRUMLINPLATTE
- c = JUNG MORÄNENLANDSCHAFT (OBERSCHWÄBISCHER U. WESTALLGÄUER HÜGELLAND)
- d = ALTMORÄNENLANDSCHAFT (DONAU-ABLACH-PLATEN U. RISS-AITRACH-PLATEN)
- e = TERTIÄRES HÜGELLAND DER UNTEREN RISS, HOLZSTÖCKE U. DEM UNTEREM JLLERTAL
- f = MITTLERE DONAUALB (MITL. FLACHENALB)
- ff = SONDERLANDSCHAFTEN ÜBER DER DONAU (HOCHSTRÄSS, LANDGERICHT, LUTHERISCHE BERGE U. TEUTSCHBUCH)

NATURRÄUMLICHE GLIEDERUNG OBERSCHWABENS

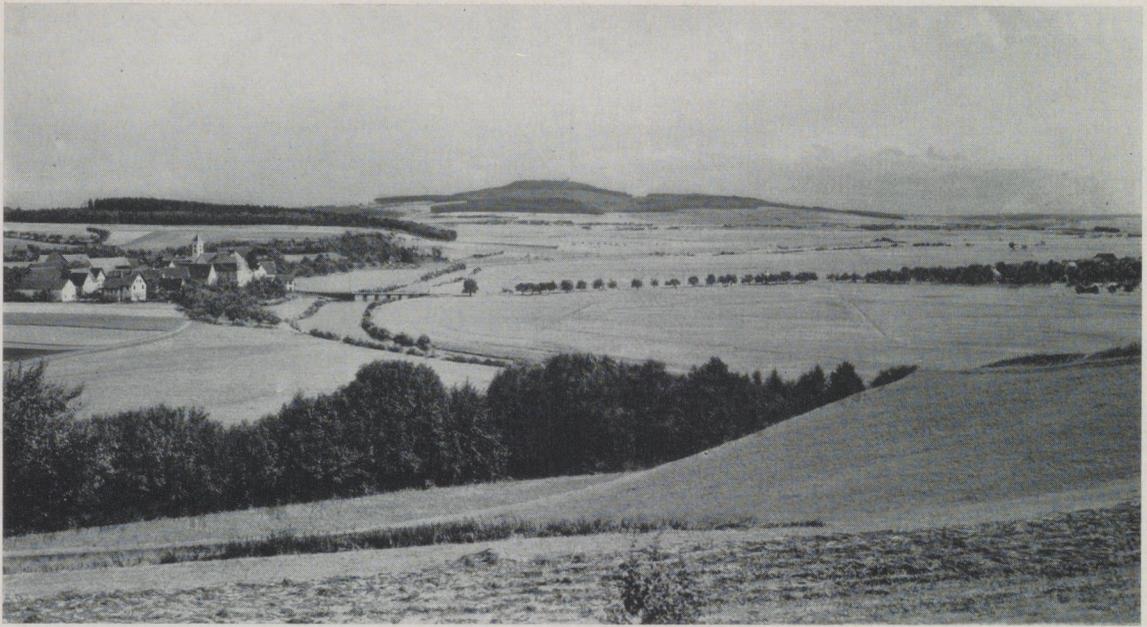
MITTLERE JAHRESNIEDERSCHLÄGE



| | |
|--------------------|-----------|
| [Horizontal lines] | 650 - 700 |
| [Vertical lines] | 700 - 750 |
| [Diagonal lines /] | 750 - 800 |
| [Diagonal lines \] | 800 - 900 |

| | |
|---------------|-------------|
| [Grid] | 900 - 1000 |
| [Dotted] | 1000 - 1200 |
| [Cross-hatch] | 1200 - 1500 |
| [Dense grid] | 1500 - 2000 |

— LINIEN GLEICHER MITTLERER JÄHRL. NIEDERSCHLAGSHÖHE (ISOHYETEN)
 - - - - - LANDESGRENZE



Bussen-Landschaft



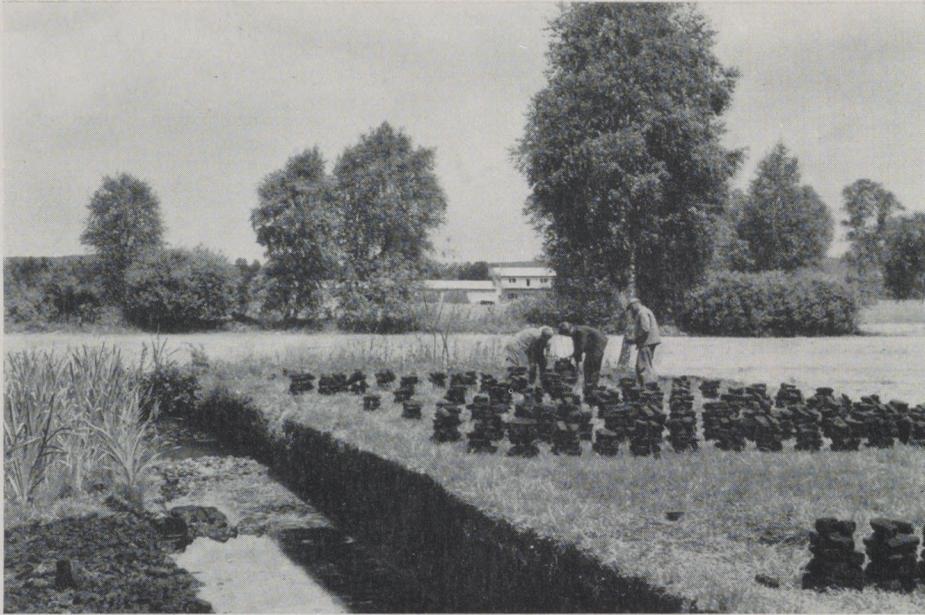
Moorsee bei Blitzenreute



Drumlin bei Staudach (zwischen Wangen und Isny)



Allgäulandschaft bei Eglöfs



Torfstechen
in Oberschwaben

herrschen beste Voraussetzungen für eine sehr ertragreiche Getreidewirtschaft mit verstärktem Hackfrucht-Ackerfutterbau. Solche *weitflächigen Ackerplatten* umrahmen das genannte Molasse-Hügelland auf den Terrassen mit den Talniederungen (unter 500 m) von Donau, unterer Riß und unterer Rot. Dazu gehören auch westlich vom unteren Illertal die sog. „Holzstöcke“, die einen *Anteil an der Iller-Lechplatte* bilden. Das ganze Gebiet nordöstlich von Riedlingen und dem Oberschwabenberg Bussen, beiderseits der Donau um Ehingen und Laupheim sowie westlich der Iller bis Ulm hin ist das bevorzugte Getreidegebiet Oberschwabens.

ee) *Sonderlandschaften* sind die aus mächtigen tertiären Deckschichten im Übergang zur mittleren Donaualb herauspräparierten und der Hochfläche aufgesetzten Molassehügel (bis 771 m hoch) mit eigenartigen Namen: Hochsträß, Landgericht, Lutherische Berge und Teutschbuch.

f) Eine Kuppen- und Rückenlandschaft (800–900 m) mit breiten, aber trockenen Talmulden kennzeichnet die nördliche Mittlere Alb. Ihr Niederschlagsreichtum (s. o.) fällt infolge der Verkarstung nicht ins Gewicht. So wechseln weite Kornfelder mit Schafweiden und prächtigen Buchenwäldern (Münsinger Hardt). Die südostwärts auf unter 700 m sich abflachende *mittlere Donaualb* ist eine unruhige Hochfläche (Marmoralkale) mit dünner Bodenkrume. Windungsreiche Engtäler haben sich in sie eingeschnitten. Trotz niederer Höhenlage und geringerer Niederschläge im Regenschatten den Kuppenalb ist

der Anteil ausgedehnter Buchenwälder beachtlich. Eine Eigentümlichkeit dieser Alblandschaft sind neben den Trockentälern die Karstquellen, so am Südfuß der Alb der Blautopf bei Blaubeuren (mit starker Wasserschüttung).

Die *Donau* verläßt bei Sigmaringen (587 m) die Schwäbische Alb, deren Felsenkalke sie zuvor in einem windungsreichen und dabei sehr romantischen Engtal östlich Fridingen durchbricht. Sie fließt darauf in einem immer breiter werdenden Bett dahin. Ein altes Donautal bildet der karstquellenreiche geräumige Schmiech-Blau-Talzug, dessen Zementmergel dort in verschiedenen Zementwerken (Allmendingen, Schelklingen, Blaubeuren) genutzt werden.

Diese Donauniederung ist als „Brunnenstube“ für das verkarstete Albgebiet, aber auch für das volk- und industriereiche Neckarland zu betrachten. Durch Verlegung von Wasserleitungen in die höchstgelegenen Albdörfer erfolgt von hier aus die Albwasserversorgung.

Bei Ulm (466 m) fließt der Donau von den Alpen her, von ausgedehnten ursprünglichen Auwäldern begleitet, die Iller zu. Sie führt der Donau mehr Wasser zu als diese bis dahin führt. So ist die Donau ab Ulm bereits für kleine Schiffe befahrbar.

Besiedlung und historische Entwicklung

Dichte und Art der Besiedlung ergeben sich im wesentlichen aus den naturräumlichen Verhältnissen; doch haben daneben historische Vorgänge einen teils



Rot a. d. Rot

nicht unerheblichen Einfluß auf das Siedlungsgefüge Oberschwabens erlangt.

Die von Natur bevorzugten Räume, so die fruchtbaren Platten der Altmoränenlandschaft und das Bodensee- und Schussenbecken, sind *Kernräume einer frühen Besiedlung*. Vorgeschichtliche umfangreiche Siedlungsfunde am Überlinger Seeufer (sog. Pfahlbaudörfer) und in der Riedlinger Gegend (Heuneburg) machen dies schon deutlich. Der Oberschwaben-Donau-Raum gehört zum ältesten römischen Provinzialland (sog. Dekumatland mit militärischen Niederlassungen) in Südwestdeutschland, für das der Bodenseeraum zum Ausgangspunkt der Christianisierung nach der Landnahme der Alemannen (im 5. Jahrhundert) wurde, so besonders die ehemalige Benediktinerabtei auf der Insel Reichenau. Die bedeutenden römischen Stadtgründungen im Alpenvorland liegen allerdings außerhalb oder nur am Rande Oberschwabens, wirkten aber in ihrer kulturpolitischen Ausstrahlungskraft über die frühchristliche Kirche noch lange auf dieses ein.

Das politische Gewicht der genannten Kernräume erfährt im frühen Mittelalter eine beachtliche Zunahme: Der „Schwaben-Berg“ Bussen und Marchtal sind Sitz eines alemannischen Herzogsgeschlechts und des altschwäbischen Herzogtums. Bedeutende schwäbische Hochadelsgeschlechter haben hier ihre Stammsitze und errichten neben den mit vielem Landbesitz ausgestatteten Klöstern Oberschwabens wichtige Machtpositionen, die davon bis heute in eindrucksvollen Burgen und Schlössern, turmbewehrten städti-

schen Befestigungsanlagen und umfangreichen Sakralbauten Zeugnis ablegen. Mit dem Ende der Gau- und Grafschaften und der im südlichen Oberschwaben ansässig gewordenen und einander widerstreitenden mächtigsten deutschen Fürstengeschlechter, der Staufer und Welfen (bis um 1250 in Ravensburg und Weingarten, staufische Freibauernsiedlung auf der Leutkircher Heide und in der nachmaligen Grafschaft Eglöfs), zersplittert Oberschwaben territorial in eine große Zahl meist selbständiger Herrschaften: in Reichsstädte, Reichsabteien, geistliche Territorien, reichsunmittelbare und ritterschaftliche Dörfer, sämtliche eingestreut in die daher keineswegs abgerundeten vorderösterreichischen Lande oder der langgestreckten Grafschaft Hohenzollern benachbart. Sie alle rivalisieren miteinander, erleben aber doch im Genuß eines Höchstmaßes an politischer Freizügigkeit eine kulturelle Blütezeit. Dies gilt vor allem für die einstigen Reichsstädte², die Stadt Ehingen³ und die fünf österreichischen sog. Donaustädte⁴, obwohl sie eben in dieser Rivalität – von Ulm abgesehen – doch recht klein blieben. Die ersteren erlangen durch einen regen Italienhandel über die Alpenpässe hinweg mit ihren mittelalterlichen gewerblichen Erzeugnissen Ansehen und Wohlstand. Ravensburg wird hierbei zum heute noch anerkannten wirtschaftlichen und kulturellen Vorort im südlichen Oberschwaben. Eine ähnliche Stellung nimmt im mittleren Oberschwaben lange Zeit Biberach ein, bis am Anfang des 19. Jahrhunderts das den nördlichen oberschwäbischen und Donaauraum weithin beherrschende Ulm



Ulm · Blick auf Stadt und Münster von Süden

nicht nur sein umfangreiches Reichsstadtterritorium, sondern auch sein heute bayerisches Hinterland verliert und sich nun wirtschaftlich mehr und noch stärker ins württembergische Oberschwaben ausrichten muß.

Aus den letztgenannten drei Reichsstädten vor allem erwachsen aus deren alter Gewerbe- und Handels-tradition dann die heutigen Industriebezirke und -gassen im Donau-Illertal, von Biberach – Laupheim und im Schussenbecken. Entsprechende alte historische Traditionen dürften auch bei der Herausbildung einer Industriezone in dem im wesentlichen verkehrsbegünstigten Bodenseeraum wirksam geworden sein, d. h. im Raum der früheren Reichsstädte Konstanz, Überlingen und Buchhorn/Friedrichshafen.

Das weitere Hinterland der wenigen Zentren einer mittelalterlichen und z. T. dann erschlossenen gewerblichen und Handelstätigkeit ist noch weitgehend Bauernland geblieben. Daran waren alle oberschwä-

bischen Kleinherrschaften, insbesondere die Reichsstädte, interessiert, um keine gewerbliche Konkurrenz aufkommen zu lassen wie auch, um als Markt in der Eigenversorgung und im Absatz gesichert zu bleiben. Diese Struktur hat sich noch erhalten, nachdem in den Jahren 1802 bis 1810 die vielen ober-schwäbischen Kleinherrschaften durch mehrere Verträge größtenteils als „Neuwürttemberg“ dem dadurch mehr als verdoppelten württembergischen Staat (Königreich) eingegliedert, randliche Gebiete im Bodensee-Hinterland (Linzgau) dem neuen Staat Baden (Großherzogtum) zugeteilt und sonst nur noch die von nun an gefürstete Grafschaft Hohenzollern als langgestreckter, zerlappter Korridor dazwischen belassen worden ist.

Das ländliche Siedlungsgefüge ist indessen nicht einheitlich und dies auch, obwohl in ganz Oberschwaben – mit Ausnahme der mittleren Donaualb als eines Misch- und Übergangsgebiets zum Realteilungsgebiet des Neckarlandes – als landwirtschaftliche



Klosterkirche Wald. Inneres gegen den Chor

Erbform die Anerbensitte vertreten ist; denn der Norden und Süden Oberschwabens unterscheiden sich durch gegensätzliche Siedlungsformen: Im nördlichen altbesiedelten Ackerbaugbiet herrschen noch große behäbige *Haufendörfer* vor. Nur in abseitigen, höher gelegenen und erst in der Ausbauzeit besiedelten Teilgebieten wie etwa im Rode-siedlungsgebiet der Holzstöcke oder auf den Waldhöhen über dem Biberacher Rißtal finden sich *kleine Dörfer oder Weiler*. Weiter südwärts in der Jungmoränenlandschaft treten neben kleine Weiler dann vermehrt *Einzelhöfe*. Je kleiner und aufgelockerter diese Siedlungen sind, desto größer ist die Siedlungsdichte und um so ansehnlicher der nun ausgesprochen mittelbäuerlich strukturierte Bauernhof. Hierbei handelt es sich keinesfalls um eine seit jeher bestehende, also traditionelle Anpassung an die Naturverhältnisse, sondern um erst in der Neuzeit wirksam gewordene Neubildungen. Die von der Reichs-
 abtei Kempten um 1550 angeregte, besonders im 17.

und 18. Jahrhundert und dann nach 1770 auch ins Hochgebirge (mit Berghöfen und Almen) eingedrungen sog. „*Vereinödung*“ hat durch Auflösen von Gruppensiedlungen aller Art und Beseitigung der Gemengfluren zugunsten von arrondiertem Grundbesitz die Einzelhöfe stark vermehrt. Unterstützung fand diese Siedlungswandlung und erste großangelegte Flurbereinigung durch entsprechende Förderungsmaßnahmen der österreichischen Regierung für ihre Landvogtei Oberschwaben. Erst nach der Konsolidierung des neuen württembergischen Staates gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts wurde in diesem Streusiedlungsgebiet dann noch eine Umstellung von der bis dahin noch vorherrschenden Feldbau- auf eine hochentwickelte *Milchwirtschaft* vollzogen, und zwar durch die Einführung der Limburger und später Emmentaler Käserei. Seitdem ist diese Jungmoränenlandschaft ausgesprochenes Grünland (ohne einen für den Eigenbedarf mehr ausreichenden Getreidebau) und „Deutschlands Milch-

Butter- und Käsekammer“ geworden. Das südliche Oberschwaben erweckt seit dieser Umstrukturierung in Siedlung und Landwirtschaft allen Anschein, ganz allgemein auf dem Land fortschrittsfreudiger und regsamer geworden zu sein als der daher weniger aktiv anmutende bäuerliche Norden Oberschwabens. In diese Richtung scheint auch zu verweisen der im Allgäu und Vorallgäu frühzeitig wahrgenommene Ausbau des Fremdenverkehrs und des Kurbetriebs, der erfreulicherweise nun auch weiter nordwärts zum Vorbild geworden ist für die jüngsten ober-schwäbischen Moorbäder und Kneipp-Kurorte in Buchau, Schussenried und Aulendorf.

Kulturelles Erbe und oberschwäbischer Menschenschlag

Der Mensch Oberschwabens ist in seinen Äußerungen weniger stark von seiner schwäbischen Stammes-zugehörigkeit geprägt als vielmehr von seiner histo-risch so eigenartig und vielfältig gestalteten Heimat. Dies gilt um so mehr in der Gegenüberstellung von Oberschwaben und Neckarschwaben⁵. Hier tun sich die räumlich vorhandenen Gegensätze auf, die auch in der Ausprägung verschiedener Wesenszüge ihren Niederschlag finden und den Menschenschlag des Oberschwaben andersartig empfinden lassen als den des neckarschwäbischen Unterländers.

Weiträumig ist die Voralpenheimat des Oberschwa-ben. Es ist ein über weite Flächen hin noch ganz von einem standesbewußten Bauerntum geprägtes Land, dessen Dörfer, Weiler und Einödhöfe mit anhei-melnder Stille vergangene Jahrhunderte sprechen lassen. Vor allem die Blütezeit Oberschwabens scheint hier noch lebendig zu sein, das späte 17. und das 18. Jahrhundert, das Zeitalter bauernfreund-licher Reformbestrebungen, so besonders der öster-reichischen Regierung Kaiser Josefs II., dessen Er-lasse und Förderungsmaßnahmen nicht nur in der oberösterreichischen Landvogtei Oberschwaben An-wendung, sondern auch in anderen oberschwäbischen Herrschaften Anklang fanden. Denn der österrei-chische Einfluß wirkte durch jahrhundertlang ange-wandte Verwaltungs- und Schulpraktiken und auf kirchlichem Gebiet und hiermit in dem größtenteils katholisch gebliebenen Bauernland auch im kulturel-len Bereich noch bis in die jüngste Zeit nach. Zahl-reiche schöne Kirchen, Klöster und Kapellen mit Zwie-beldächern, nicht wenige darunter in außer-gewöhnlich eindrucksvoller Art gestaltet, ebenso Schlösser und – die alte Grundherrlichkeit in Dör-fern anzeigend – Herrenhäuser künden im pracht-liebenden Barockstil von jener Blütezeit.

Dieser oberschwäbische Barock zeigt eine ausge-sprochen heitere, unbeschwerte, frohstimmende und gewinnende Note. Gerade sie scheint ganz die Eigen-art der oberschwäbischen, in Kunstkreisen darum auch „Himmelreich des Barock“ genannten Land-schaft und ihrer Menschen widerzuspiegeln. Anderer-seits wurde und wird der oberschwäbische Mensch seinerseits wieder von dieser, von früheren Genera-tionen so großartig geschaffenen heimatlichen Um-welt geprägt. Solche Prägekräfte fehlen auch in den Städten Oberschwabens nicht, wo sie wie in den Reichsstädten lediglich auf noch ältere, vorbarocke Schaffensepochen (mit eindrucksvollen Denkmälern der Gotik und der Renaissance wie vor allem in Ra-vensburg) zurückgehen und auf südländische, mit dem einstigen Italienhandel verbundene Einflüsse hinweisen. Die übrigen historischen Landstädte tra-gen als echt traditionelle Mittelpunkte ihrer voll-bäuerlichen Umwelt ganz den Charakter einstmals politisch unter österreichischer Oberhoheit stehender und entsprechend beeinflusster Kulturprovinzen.

Die landschaftliche Herausbildung einer überaus ge-staltungskräftigen Kultur mit der speziell barocken Note war wohl nur möglich auf der Grundlage eines friedlichen Beisammenseins weithin freier, im Schutz und in Traditionen von Kaiser und Reich sich son-nender Kleinherrschaften, die, obwohl selbst ohne politische Macht, sich dem lästigen Druck einer sol-chen von außen nicht ausgesetzt sahen. Die Regie-rung für die vorderösterreichischen Lande in Inns-bruck und später in Freiburg im Breisgau, erst recht der Wiener Hof, waren dazu wohl zu weit entfernt und die österreichischen Beamten daher in der Regel wohl weniger amtsstreng als die behördlichen Ver-treter des rein obrigkeitstaatlich regierten Herzog-tums Württemberg. So erscheint es durchaus erklär-lich, daß und wie sich der Oberschwabe vom alt-württembergischen „Äbler“ und Unterländer unter-scheidet und dabei in manchem sichtlich mehr seinem bajuvarischen östlichen Nachbarn (also nicht nur dem „freistaatlich bayerischen“ Schwaben!) als sei-nem nördlich beheimateten schwäbischen Stammes-bruder gleicht.

Der Unterschied macht sich bemerkbar – wie schon in der Einleitung angedeutet – durch eine beim Oberschwaben im allgemeinen optimistischere, d. h. großzügigere, unkompliziertere, gelassener Lebens-schau und Lebensart, durch mehr Kunstsinn und dabei durch eine stärkere Neigung zum Spektaku-lären beim Festefeiern und in musischen Äußerun-gen, andererseits aber eben auch durch ein nüchter-neres, unbesorgteres Sichgeben im Alltagsleben.



Blick auf den Bodensee vom Haldenhof aus

Natur und Geschichte haben eben vom Oberschwaben zu seinem Glück in Jahrhunderten weit weniger Lebensernst, Sparsamkeit und Streben nach verbesserten Lebensverhältnissen gefordert – und somit auch weniger Ausbildung an Strebsamkeit, an amtsstubengenehmem Ordnungssinn und eifrigem Genauigkeitsstreben – wie vom altwürttembergischen Kleinbauern und Kleinhandwerker, der sich in seiner landschaftlich eng gegliederten und früh volkreichen Heimat allzuoft Notzeiten ausgesetzt und dabei vielfach noch einer selbstherrlichen Ämterbürokratie willkürlich herrschender Landesfürsten ausgeliefert sah.

Bei all den aufgeführten Verschiedenheiten landschaftlicher, wirtschaftlicher und kultureller Art ist zu bedenken, daß diese durch die dadurch bestehende Vielseitigkeit dem Lande Baden-Württemberg in sämtlichen staatlichen Bereichen zugute kommen. So lassen sich auch die aufgezeigten mehrfach fast entgegengesetzten Wesenszüge des jeweils anderen schwäbischen Menschenschlags, d. h. der altwürttembergischen Neckarschwaben und der neuwürttember-

gischen Oberschwaben, zum Nutzen des noch jungen, auch die „alemannischen“ Stammesbrüder in sich vereinigenden freiheitlichen Staatswesens im Südwesten Deutschlands gegenseitig ergänzen und fruchtbar machen.

¹ Literatur dazu: Friedrich Huttenlocher, „Die landschaftliche Feingliederung von Württemberg-Hohenzollern“. In: Württemberg-Hohenzollern in Zahlen. 3, 1948, S. 10 ff. und „Baden-Württemberg“. Kleine geographische Landeskunde. Karlsruhe 1962 (= Schriftenreihe d. Komm. f. gesch. Landeskunde H. 2). – ² Neben Ulm: Biberach, Ravensburg, Leutkirch, Isny, Wangen, Buchhorn, Pfullendorf, Überlingen und bis ins 16. Jahrh. noch Konstanz. – ³ Die Stadt Ehingen ist seit 1516 Tagungsort des Landtags von Vorderösterreich, Sitz des Ritterkantons Donau und damit zahlreicher Adels- und Klosterhöfe; sie besaß im übrigen eine fast reichsstädtmäßige Selbständigkeit. – ⁴ Dies sind: Munderkingen, Riedlingen, Mengen, Saulgau und Waldsee. – ⁵ Siehe dazu die interessante Studie von Walter Münch, Von Schwaben und Alemannen. Wesens- und Stammeseigenart der Menschen in Oberschwaben, im Allgäu und am Bodensee. In: Bodenseehefte, H. Nr. 6, Juni 1964. Dr. Neinhaus-Verlag, Konstanz-Kreuzlingen.

Aufnahmen S. 226–233 Landesbildstelle Württemberg.

Von der Brandruine des Hoftheaters zum Kunstgebäude

Von Robert Ubland

In Hest 3 Jahrgang 1964 der „Schwäbischen Heimat“ haben wir einen Aufsatz über den Brand des Stuttgarter Hoftheaters und die Entstehung des Interims-Theaters im Jahre 1902 veröffentlicht. Wir setzen die Schilderung der Pläne zur Bebauung der durch den Brand entstandenen Lücke am Stuttgarter Schloßplatz mit einem Bericht über die Versuche fort, das alte Lusthaus dort wieder erstehen zu lassen, bis die Entscheidung zugunsten des Kunstgebäudes fiel. Ein abschließender Artikel wird über die Pläne zur Erbauung eines ethnographischen Museums auf dem Gelände des Hoftheaters berichten, die dann zur Entstehung des Linden-Museums führten.

Der Brand des Stuttgarter Hoftheaters in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1902, der das Gebäude bis auf die Grund- und Umfassungsmauern vernichtete, hatte eine unschöne Lücke in die repräsentativen Bauten rings um Stuttgarts Schloßplatz, den Mittelpunkt und die Visitenkarte der Stadt, gerissen. Die Mehrheit der Stuttgarter Bevölkerung war für einen Wiederaufbau des Opernhauses am alten Platz, allein dessen Ausmaße, gegeben durch die Dimensionen des ehemaligen Lusthauses, eines einzigartigen Renaissancebauwerkes, das an dieser Stelle standen und das Hoftheater aufgenommen hatte, waren begrenzt und ließen dies nicht ratsam erscheinen. Der Plan, in die Brandruine ein Provisorium einzubauen bis zur endgültigen Erstellung eines neuen großen Theaters, war am Widerspruch des Finanzministers gescheitert, so daß man schließlich auf die Zwischenlösung des am 12. Oktober 1902 auf dem Gelände des heutigen Landtags eröffneten Interimstheaters verfallen war.

Während die Vorschläge, Gutachten und Beratungen bei den zuständigen Stellen kein Ende nehmen wollten, lag der Platz der inzwischen abgetragenen Brandruine des Hoftheaters wüst und verlassen da, ein störender Einschnitt unmittelbar beim Neuen Schloß, an dem Einheimische wie Fremde Anstoß nahmen. Kein Wunder, daß die Frage nach der Wiederverwendung des Geländes die Öffentlichkeit immer wieder beschäftigte und zu Vorschlägen reizte. Besonders lebhaft griff sie der Architekt Adolf Mack in Cannstatt auf, der vom 4. bis 11. Oktober 1902 im kleinen Saal des Stuttgarter Königbaus eine Ausstellung seiner Pläne und Entwürfe veranstaltete, die am 12. Oktober auch dem König

im Wilhelmopalast gezeigt wurde. In einer 1903 bei Konrad Wittwer erschienenen Broschüre „Die bauliche Entwicklung in Stuttgart auf dem Platze des abgebrannten Hoftheaters und dessen Umgebung in den nächsten Jahren und Dezennien“ führte Mack seine originellen, in mancher Hinsicht geradezu revolutionären Baupläne näher aus.

Die Feuersäule vom 20. Januar, so begründete er seine Überlegungen, müsse das Signal zu einer ungeahnten Entwicklung des Schloßplatzes „zu einer Gebäude- und Anlagengruppe sein, wie sie in keiner Hauptstadt des Kontinents gefunden werden dürfte“. Ein jedes Unglück habe bei näherer Betrachtung auch sein Gutes, und so danke jeder, der mit den Verhältnissen des Hoftheaters vertraut war, der Fügung des Schicksals, die das unbequeme und unpraktische, durch seine Lage verkehrs- und luftzughemmende Theater habe verschwinden lassen. Mit ihm sei aber auch das ehemalige Lusthaus, eines der herrlichsten Denkmäler württembergischer Baukunst, vernichtet worden, das unter allen Umständen wieder aufgebaut werden müsse. Eine Wiedererrichtung am alten Platz hielt Mack nicht für angängig, weil es da zu sehr eingeengt sei; es sei als freistehender Bau gedacht gewesen und fordere eine entsprechende Lage. Dieser biete sich auf dem Platz des abzureißenden Waisenhauses an; so entstehe eine prächtige Abgrenzung des Charlottenplatzes und das schönste Gegenüber für den Wilhelmopalast, den bevorzugten Wohnsitz der königlichen Familie. Das Lusthaus könne als Museum Verwendung finden, namentlich für die Altertümersammlung.

Was den wichtigsten Punkt, den Neubau des Hoftheaters betreffe, so sei das Interimstheater im Innern „derartig reizend“ gebaut, daß es niemand nach einigen Jahren schon wieder abreißen wolle. Es könne künftig als Schauspielhaus Verwendung finden. Die Oper am alten Platz zu erstellen, scheinete nicht angezeigt, der Zug des erfrischenden Nordostwindes durch die Anlagen zum Schloßplatz müsse freigehalten werden. Auch würden Olgabau und Schloßflügel gedrückt erscheinen und die Verkehrsverhältnisse darunter leiden. Daher sei die naheliegendste Lösung der Abbruch der Akademiegebäude zwischen Neuem Schloß und Neckarstraße sowie des Reithauses. So werde Platz geschaffen für das neue Opernhaus an

der Ecke der Neckar- und Schloßgartenstraße mit einem freien, eventuell mit Kolonnaden begrenzten Opernplatz. Die Kolonnaden würden das Opern- mit dem Schauspielhaus d. h. dem Interimstheater verbinden, dazu könnte noch auf dem Opernplatz ein Tagesrestaurant erstehen. Neues Schloß, Opern- und Schauspielhaus, ja auch der Wilhelmopalast seien mit Leichtigkeit durch Gänge untereinander zu verbinden. Neben der Oper wollte Mack die Hofbibliothek erstellen mit Wohnungen für den Theaterintendanten und den Kabinettschef, der zuvor Räume in der Akademie innehatte, doch sollte die Rückseite des Neuen Schlosses dadurch nicht verbaut werden, sondern sich frei sichtbar darbieten.

Hand in Hand mit dem Abbruch der Akademie, des Reithauses und der Hofwaschküche empfahl Mack auch die Niederlegung des Marstallgebäudes in der Unteren Königstraße und seine Verlegung in die Unteren Anlagen. Nach seinem Plan sollten die Rossebändiger Hofers den Eingang bilden zu einem Komplex von Dienstwohnungen, der Hofwaschküche und dem Reithaus, gefolgt von einer elliptischen Arena als Ersatz für die Reit- und Fahrbahnen in der Königstraße, aber auch für Festlichkeiten und Turniere. Den Abschluß, etwa auf der Höhe der Champignystraße, würden dann der Leib- und Marstall bilden. Mit der Niederlegung der Gebäude in der Königstraße wollte der Architekt Platz gewinnen für einen großen Neubau der Eberhardskirche, nun aber nicht mehr mit der Front gegen, sondern in Richtung der Straße; daran anschließend, von der Mündung der Kronenstraße bis zum Königstor, war der Neubau einer Kunstgewerbeschule vorgesehen.

Damit nicht genug, wollte Mack unmittelbar neben dem alten Bahnhof einen großen Verkehrsplatz schaffen, dem das Gebäude des „Schwäbischen Merkur“ und andere Häuser zwischen Königstraße und Bahnhof geopfert werden sollten und der sich über die Königstraße hinüber bis zum Platz des abgebrannten Hoftheaters erstrecken sollte. So würden die Fremden beim Verlassen des Bahnhofs einen würdigen Eindruck von der schwäbischen Residenz empfangen, der Platz wäre der natürliche Mittelpunkt aller Verkehrsmittel. In richtiger Einschätzung der Entwicklung erklärte Mack: „Es wird keine geraume Zeit mehr vergehen, bis man auch in Stuttgart zur Trennung zwischen Fern- und Nahverkehr und zur Erbauung elektrischer Vorortbahnen schreiten muß, wie auch zu unterirdischen Straßenbahnen, eventuell auch für den Güterverkehr“. Den Verkehrsplatz umsäumend stellte er sich einen 4–5stöckigen Neubau für die Hauptpost mit Zugängen zu den Bahnsteigen

vor. Mittelpunkt des Platzes aber würde ein „württembergisches Nationaldenkmal“ sein, die Entwicklung des Staates auf Grund seiner Geschichte darstellend: in der Mitte von 4 Kuppelbauten (der Verkörperung der 4 Kreise des Landes) würde sich eine gewaltige Säule erheben – das Königreich als eine der festesten Stützen des Deutschen Reiches. Diese Säule würde am Schnittpunkt zweier Achsen, einer Längsachse in der Mitte zwischen Neuem Schloß und Olgabau, parallel zur Neckarstraße, und einer Querachse in der Mitte der Schloßgartenstraße, liegen. Auf dem freien Platz zwischen Schloß und Olgabau, also auf dem Gelände des abgebrannten Hoftheaters, erstünde ein Denkmal der „Württembergia“, während der Ruhmeshalle des Nationaldenkmals ein Dreikönigsdenkmal (Wilhelm I., Karl, Wilhelm II.) vorgelagert würde und zwischen Olgabau und Eberhardskirche noch ein Kriegerdenkmal zur Erinnerung an die Taten der Württemberger im Krieg von 1870/71 zu stehen käme. – Schließlich schlug Mack vor, alle Ministerien in einem Monumentalbau von mehreren Blöcken von der Stiftskirche bis zum Charlottenplatz zusammenzufassen und an der bisherigen Stelle der Ministerien „Großkaufmannshäuser“ zu errichten, das „Prinzenpalais“ teilweise freizulegen (durch Veränderung des Eckhauses in der Königstraße) und an der Stelle des Stiftsfruchtkastens ein Reformationsdenkmal zu schaffen. Seiner Broschüre hatte er einen Plan von Stuttgart beigelegt, auf dem diese Bauvorschlüsse in roter Farbe eingedruckt waren.

Dem phantasiebegabten Architekten scheinen Bedenken gekommen zu sein, daß seine Pläne an der wichtigsten aller Fragen, der Finanzierung, schon im Stadium der Diskussion scheitern könnten. Deshalb ließ er bereits im März 1903 eine weitere Broschüre folgen: „Über die Verkehrsverhältnisse und die finanzielle Möglichkeit der Ausführung meiner früheren Studie.“ Darin suchte er unter Hinweis auf den starken und sich immer weiter vermehrenden Verkehr – er sprach von der „lebensgefährlichen Strecke der Schloßstraße an der Ecke des Königsbaus“ – und die Möglichkeit, durch Schaffung von Bauplätzen Millionen zu verdienen, seine früheren Ausführungen zu unterbauen und als durchaus realisierbar, wenn zum Teil auch erst in Jahrzehnten, hinzustellen. Dabei erwähnte er, daß er noch weitere Projekte hinsichtlich des künftigen Eisenbahnverkehrs, einer Schiffbarmachung des Neckars und der Eingemeindung Cannstatts vorzulegen gedenke.

Mitte April erschien in der Tat eine weitere, allerdings weniger umfangreiche Veröffentlichung, in der Mack unter dem Titel „Über die Aufgaben der Land-

stände bezüglich der Erbauung der Hoftheatergruppe“ abermals für seine Pläne warb. Er warnte vor falscher Sparsamkeit und betonte, der Staat dürfe nur nach einem General-Bauplan vorgehen, der die Stuttgarter Bahnhofserweiterung wie die künftigen Hafenanlagen berücksichtige. Diese wollte er in die Nähe des Stöckachplatzes verlegen, denn die Kanalisierung des Neckars habe nur dann einen Zweck, „wenn die Rheinschiffe bis in das Herz der Stadt fahren können“. Akademie und Marstall müßten fallen – erstere vorerst nur teilweise, um Geld zu sparen –, nur dann könnten sich die Gebäude- und Anlagengruppen, die seine Pläne vorsahen, richtig entwickeln und „auf Jahrzehnte hinaus fühlbar machen“. Als ausschlaggebende Gesichtspunkte für den Bau einer Theatergruppe Ecke Neckar- und Schloßgartenstraße führte er an: geringe Entfernung vom Bahnhof, Zusammenhang mit dem botanischen Garten zwischen Akademie und Schiilerstraße und den Anlagen, Nähe des Residenzschlosses, günstige Lage für den Ausbau der Straßenbahn, kein Geländeverlust für die Anlagen, kein Hemmnis für den Durchzug des Nordostwindes, billiger Betrieb durch die Nähe von Opern- und Schauspielhaus. Gegen eine Bebauung des alten Hoftheaterplatzes sprächen das dadurch entstehende Verkehrshindernis, die Hemmung des Luftzugs zum sommerlich heißen Schloßplatz, der bauliche Abtrag für Olgabau und Residenzschloß, die Unmöglichkeit gärtnerischer Anlagen an dieser Stelle, die Vernichtung des Städtebilds, d. h. des Blicks von den Anlagen nach dem Schloßplatz. In ähnlicher Weise zählte er auch die Gründe auf für die Freihaltung des Platzes des abgebrannten Hoftheaters für ein württembergisches Landesdenkmal und ebenso für die Errichtung des Lusthauses auf dem Waisenhausplatz: völlig freie Lage, Möglichkeit gärtnerischer Anlagen ringsum, Vergrößerung des Charlottenplatzes mit Rücksicht auf den gesteigerten Verkehr der Neckarstraße im Zusammenhang mit den künftigen Hafenanlagen im Stöckach, freier Zutritt des Nordostwindes in die Quartiere der Altstadt, schönstes Gegenüber zum Wilhelmspalast.

Mack war mit seinen zum Teil beachtenswerten, zum Teil aber doch auch utopischen Plänen zwar ein lauter Rufer im Streit, aber keineswegs der einzige. Nachdem die Theaterfrage durch die Erstellung des Interimstheaters fürs erste in den Hintergrund getreten war, kam die Wiedererrichtung des Lusthauses um so lebhafter zur Erörterung. Ausgelöst wurde sie durch die Aufdeckung der Treppenruine und der nordwestlichen Ecke der Umfassungsmauer des ein-

stigen Lusthauses im Verlaufe der Abbrucharbeiten am Hoftheater. Es ging so etwas wie eine Welle nationalschwäbischer Begeisterung durch die Landeshauptstadt, das ehrwürdige Denkmal württembergischer Kunstgesinnung der Nachwelt zu erhalten. Die Stuttgarter Zeitungen griffen das Thema lebhaft auf: von Ende Dezember 1902 bis Anfang März 1903 waren fast täglich Artikel darüber zu lesen. Nicht alle Sachverständigen waren freilich mit der Absicht einverstanden, das Lusthaus wieder zu erstellen und sie brachten schwerwiegende Gründe dafür vor. Je länger die Diskussion ging, desto mehr gewannen sie an Boden.

Wortführer dieser Gruppe war Professor Theodor Fischer. In einem Artikel der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ vom 17. Januar 1903, die den einstigen Münchener Bauamtmann um eine Stellungnahme gebeten hatte, faßte er seine Ansicht zusammen: An sich wäre der Wiederaufbau des Lusthauses nicht unmöglich, sagte er da, weil dank des Fleißes des Architekten C. Beisbarth genaue Aufnahmen aller Teile vorhanden seien (dieser hatte vor dem großen Umbau von 1844 sorgfältige Pläne des ganzen Gebäudes angefertigt, die heute in der Bibliothek der TH Stuttgart verwahrt werden). Auch seien Überreste der plastischen Dekorationen auf dem Lichtenstein gesammelt und die architektonischen Reste genügen, um die Technik der Steinbehandlung und des Versetzens annähernd nachahmen zu können. Wo aber sei heute der Bildhauer, der Maler zu finden, der sich getraue, die einstigen Dekorationen echt nachzumachen? Denn echt müsse die Wirkung sein, oder die Wiederherstellung werde zu einer Quelle unausgesetzten Unbehagens, wenigstens für die Kenner. Fischer verwies auf die gänzlich veränderte Umgebung des Lusthauses, deren Bestandteile jeweils klare und deutliche Dokumente ihrer Zeit darstellten. Er fragte, ob ein bestimmter und dringlicher Zweck mit dem Neubau zu erfüllen wäre und zählte die Möglichkeiten auf: Hoffeste könnten kaum in Betracht kommen, für Konzerte sei in Stuttgart ausreichend gesorgt. Dringlicher wären die Raumbedürfnisse für ein Altertumsmuseum, das Naturalienkabinett, die kostbaren Sammlungen des handelsgeographischen Vereins, auch Stuttgarts Künstlerschaft brauche Ausstellungsräume. Das Lusthaus wäre jedoch ohne Änderung des Baugedankens für keine dieser Sammlungen geeignet. Der Riesenraum des oberen Saales biete höchstens 1300–1400 qm nutzbarer Fläche, wobei die offenen Freitreppen und der Mangel jeglichen Nebenraums noch schwer in die Waagschale fallen würden – und dies alles für einen

Preis von mindestens 1 1/2 Millionen Mark! Der Zweck des wiedererstandenen Bauwerks müßte also mit großer Spitzfindigkeit erst gesucht werden und so entstehe keine gesunde Architektur. Entscheidend sei jedoch die kunstpolitische und kunstökonomische Seite: mit dem Aufbau des Lusthauses würden die immerhin nicht allzu reichen materiellen und künstlerisch-intellektuellen Kräfte des Landes für Jahre an eine Aufgabe rein retrospektiver Art verschwendet, während ringsum die Kunstentwicklung vorwärtsdränge. Die Mittel beiderlei Art müßten knapp zusammengehalten und nach einer Richtung geleitet werden, wenn anders der Wettkampf mit den Nachbarn aufgenommen werden wolle. Fischers Ausführungen gipfelten in dem Satz: „Hin ist hin, lassen wir die Toten ruhen!“

Zunächst sah es freilich so aus, als ob seine mahnende Stimme übertönt würde von dem lauten Rufen nach einem Wiedererstehen des Lusthauses, das Stuttgarts Oberbürgermeister Gauß als den größten Gewinn für die Stadt und das ganze Land bezeichnete, als einen idealen Sammelpunkt künstlerischer und historischer Interessen. Zu seiner Rettung – ähnlich der des Heidelberger Schlosses, des Kölner Doms und des Ulmer Münsters – werde ein Appell in den anderen deutschen Ländern nicht ungehört verhallen.

Um die öffentliche Begeisterung nutzbar zu machen und ihr „eine positive Gestalt“ zu geben, fanden am 20. Januar 1903 in Stuttgart nacheinander zwei Versammlungen statt, die den Wiederaufbau des Lusthauses zum Gegenstand hatten. Die eine war vom Hofmarschall der Herzogin Wera, von Baldinger, auf deren Betreiben in den Olgabau einberufen worden und umfaßte etwa 60 Teilnehmer der führenden Kreise, die andere, daran anschließende, war eine Sitzung des weiteren Ausschusses des Stuttgarter Goethebundes unter dem Vorsitz von Intendant Pütlich. Entscheidend waren die Beschlüsse der ersteren: nach einer längeren Erörterung der Platz- und Kostenfrage, bei welcher der Vorschlag gemacht wurde, die erforderlichen 1 1/2 bis 2 Millionen Mark für den Bau durch eine Lotterie und durch Spenden aufzubringen, kam auf Vorschlag des Grafen von Rechberg-Rothenlöwen eine Resolution mit 40 gegen 10 Stimmen zur Annahme, das Lusthaus in der alten Form wieder aufzubauen. Zur Verwirklichung des Beschlusses wurde ein Komitee ernannt, das unter dem Vorsitz von Hofmarschall von Baldinger die Professoren Dr. Max Diez, Dr. Eugen Gradmann, Gustav Halmhuber, Direktor Haug, Heinrich Jassoy, Oberbürgermeister Gauß, Rechtsanwalt Conrad

Haußmann, Hofmarschall a. D. Graf Leutrum von Ertingen, Konservator Dr. Eduard Paulus, die Geheimen Kommerzienräte von Pflaum und W. Spemann, den Baudirektor a. D. von Tritschler und den Stuttgarter Kaufmann Hans Schickhardt umfaßte. In der vorausgehenden Diskussion war auch Professor Fischer zu Wort gekommen, der sich wiederum gegen eine Kopierung des alten Baus aussprach und betonte, ein neues Gebäude müsse sich der Geschmacksrichtung der Gegenwart anpassen, eine Auffassung, in der er von dem Maler Graf von Kalkreuth unterstützt wurde, während Baudirektor Tritschler widersprach: gerade die Schönheit des Lusthauses in seiner ursprünglichen Form würde ein großer Anziehungspunkt für Fremde sein. Es dürfte nicht allzu schwerfallen, Künstler zu finden, die sich in den Geist der alten Meister hineindenken und das Lusthaus in alter Pracht wiedererstehen lassen könnten.

In ähnlicher Weise wurde die Frage auch beim Goethebund erörtert, wo Professor Diez hervorhob, der Wiederaufbau sei wesentlich eine „Gemütsache“, bei der nicht nur Vernunftgründe geltend gemacht werden dürften. Der Bau habe Zweck genug, wenn er seiner ursprünglichen Bestimmung entspreche, ein Haus der Lust zu sein für musikalische Zwecke, Bankette und Festlichkeiten. Dem wurde wiederum die Platzfrage und die Beschaffung der Mittel als ernstes Hindernis entgegengestellt. Karl Lotter, ein guter Kenner des alten Stuttgart, meinte, ein Modell auf dem alten Platz werde zeigen, daß der Bau nicht mehr in die neue Umgebung passe. Die Pietät verlange aber, daß die wiederaufgefundenen Bruchstücke erhalten und in den Anlagen aufgestellt würden. Conrad Haußmann gab zu bedenken, vom Goethebund hänge gewiß nicht die Entscheidung ab, doch komme ihm ein ideeller Anteil zu. Die von Professor Fischer in der Münchener Allgemeinen Zeitung vorgebrachten Gründe seien richtig, aber nicht entscheidend, denn immerhin müsse man sich die Frage stellen: bietet ein Wiederaufbau vollen Ersatz für das Verschwundene? Hauptmotiv für ein Wiedererstehen des Lusthauses müsse sein, eine Sündenschuld, einen Schwabenstreich ersten Ranges – nämlich die einstige Umwandlung des Gebäudes in ein Theater – wieder gutzumachen. – Der Ausschuss des Goethebundes kam auf Antrag von Rechtsanwalt Payer schließlich überein, aus seinem Antrag auf Wiedererstellung des Lusthauses all das zu streichen, was ihn einer Entscheidung in der Theaterneubaufgabe „präjudizierend erscheinen lassen könnte“. Mit 24 gegen 6 Stimmen nahm man die Formulierung an: „Der Ausschuss des Goethebundes wird es leb-

haft begrüßen, wenn das Lusthaus in der alten Form wieder aufgebaut werden kann.“ Aus dem geplanten entschiedenen Eintreten für den Wiederaufbau war damit eine bloße Sympathiekundgebung geworden.

Die anfängliche Begeisterung begann sich zu legen, die Gegner des Plans gewannen sichtlich an Boden. Am 23. Januar brachte die Münchener Allgemeine Zeitung eine „Stellungnahme aus dem Kreis der einheimischen Stuttgarter Künstler“, die mit den Sätzen endete: „Wir gestehen, daß wir, durch genügend rühmliche Beispiele gewitzigt, der Idee eines Imitationsbaus durchaus abhold sind. Selbst aus berufenster Hand wird die Wiederholung eines hervorragenden Zeitprodukts immer zu einem unglücklichen Attentat gegen das, was wir der Vergangenheit an Pietät schuldig sind. Weshalb wir einem selbständigen, natürlich im Ortsmilieu und seinen Bedingungen gelösten Neuentwurf prinzipiell das Wort reden.“ Zu einem ähnlichen Ergebnis kam eine lange Untersuchung des Für und Wider im Schwäbischen Merkur (23. Januar 1903): „Das neue Lusthaus wird nicht das alte sein!“ Eine Befragung der bekannten deutschen Architekten und Kunsttheoretiker Richard Muther, Max Osborn und Cornelius Gurlitt, von derselben Zeitung veranstaltet, ergab von allen dreien eine negative Antwort. Ihre Meinung war: was Stuttgart braucht, ist ein neues, schönes Hoftheater. Auch der namhafte Stuttgarter Architekt Baurat A. Lambert machte „ernste Bedenken künstlerischer und praktischer Art“ geltend. Eine Kopie werde nie die alte Schönheit des Lusthauses wiedergeben können. Deshalb war sein Vorschlag, das Fragment an einem geeigneten Ort wieder aufzustellen und so weit zu ergänzen, daß die Architektur der Seitenfront, die origineller und schöner als die der Giebelfront sei, zu erkennen wäre; am ehesten komme dafür die kleine Wiese neben dem rechten unteren Anlagensee in Frage. Erstelle man die Ruine mit der Rückseite gegen Schloßgarten- und Retraitestraße, werde sie sich malerisch im Wasser spiegeln, ein ungemein eindrucksvolles Bild für alle Besucher Stuttgarts.

Es muß den Stuttgarter Zeitungen rühmend nachgesagt werden, daß sie sowohl die Vorschläge für wie die gegen den Wiederaufbau des Lusthauses ungekürzt abdruckten und den Leser sich seine Meinung selbst bilden ließen. Den Darlegungen eines Ungenannten, daß das Lusthaus im Grund ein Gartenhaus, wenn auch auf den höchsten Grad gesteigert, gewesen sei, das keine Verwendbarkeit zu praktischen Zwecken besitze, stellte Baudirektor Tritschler die „schwäbisch-patriotische“ Aufgabe entgegen, das

prächtige Gebäude der Mit- und Nachwelt zu erhalten, das sich sehr wohl für festliche Aufzüge und Musikaufführungen eigne, nicht aber für Sammlungen, die nur seine Profanierung bedeuten würden.

Als der Schwäbische Merkur eine Zusammenstellung auswärtiger Zeitungsstimmen von Zürich bis Berlin und Breslau zu dem Problem veröffentlichte, die sich mehr oder minder gegen den Wiederaufbau aussprachen, war er neutral genug, in seiner nächsten Nummer eine Entgegnung des Wiederaufbaukomitees zu bringen, worin die „fremden Stimmen“ als nicht kompetent abgetan wurden, da sie „nach der Schablone prinzipieller Gegnerschaft gegen alle Rekonstruktionen alter Bauwerke“ auf die örtlichen Verhältnisse überhaupt nicht eingingen und die Armut Stuttgarts an alten Baudenkmalern nicht berücksichtigten. Eine namentliche Zusammenstellung aller Stuttgarter Bausachverständigen und Künstler, die sich gegen das Projekt ausgesprochen hatten (Prof. Fischer, Graf Kalkreuth, Oberbaurat Prof. Dollinger, Prof. von Donndorf, Baurat Eisenlohr, Architekt Eitel, Baurat Th. Frey, Prof. Grethe, Prof. K. von Häberlin, Prof. Krüger, Baurat Lambert, Prof. Dr. Lange, Tübingen, Prof. Pankok, Kunstmaler Hermann Pleuer, Prof. O. Reiniger) hatte einen Artikel von Professor Max Diez zur Folge, daß es sich dabei um „so ausgesprochene Anhänger einer spezifisch modernen Richtung in der Kunst“ handle, daß sie „wohl auch dann gegen den Lusthausbau gewesen wären, wenn sich die Anerkennung der ganzen Welt vereinigen würde, um es als das kostbarste Juwel der alten Kunst zu preisen“. Wer selbst die Kraft in sich fühle, künstlerisch tätig zu sein wie Theodor Fischer, wie könne der freundlich da zusehen, wenn so viel Geld und Kraft auf eine bloße Nachbildung verwendet werde? – Hinter den Fronten des Streites um den Lusthausbau standen sich ganz verschiedene künstlerische Auffassungen gegenüber, die zu keiner Einigung gelangen konnten, weshalb Professor Diez auch erklärte: „Die Lusthausfrage ist eine reine Frage des künstlerischen Geschmacks.“

Beide Seiten erkannten, daß es unfruchtbar war, den Streit noch länger fortzusetzen. Die Argumente wiederholten sich, die Möglichkeit eines Kompromisses im Sinne des Fischer'schen Vorschlags, das Lusthaus dem Stil der Zeit gemäß wieder zu erstellen, mußte am Widerstand der konservativen Befürworter einer naturgetreuen Nachbildung scheitern, und vor allem, das Interesse der Öffentlichkeit begann zu erlahmen. Auf eine Erwiderung von Professor Diez, die Veröffentlichung im Schwäbischen Merkur vom 9. Fe-

bruar, daß sich eine Lotterie über 2 Millionen Mark nicht durchführen lassen werde, sei nicht stichhaltig, Lotteriefachleute beurteilten die Dinge ganz anders, die preußische Genehmigung für die Lotterie werde gewiß zu erlangen, d. h. der Kaiser dafür zu gewinnen sein, folgte nochmals eine Gegendarstellung: wenn Preußen die Zulassung der Lose ablehne, falle die ganze Lusthausfrage ins Wasser. Eine letzte Erklärung mit der bezeichnenden Überschrift „nochmals das Lusthaus“ veröffentlichte der Schwäbische Merkur am 21. Februar, mit der die Gegner vorläufig das letzte Wort behielten: „Das neuerstellte Lusthaus wäre eine innere Unwahrheit“, hieß es da, „ein ungewöhnlich großes Museumsstück“. Wenn der Goethebund dafür eintrete, könne er sich zumindest nicht auf Goethe berufen, denn dieser habe das Lusthaus – obwohl er sich Stuttgart genau angesehen – überhaupt nicht erwähnt.

Eine humoristische Note gab der ganzen Diskussion der Konservator, Kunsthistoriker und Dichter Eduard Paulus, Mitglied des Komitees für den Wiederaufbau, mit einem witzigen Gedicht „Das Stuttgarter Lusthaus, eine Epistel“:

„Sing mir, o Muse, das Lied
vom ehemals gewesenen Lusthaus,
Seit Jahrhunderten war's
die berühmteste Zierde der Hauptstadt,
Bis es in unserer Zeit
von unbarmherzigen Händen
Gründlich verballhornt ward
und verbaut ins neue Theater . . .“

In launiger Weise wurden darin die Gegner und Befürworter des Wiederaufbaues einander gegenübergestellt, der Geist Beers zitiert und der Vorschlag gemacht, das Lusthaus mit den jetzigen Mitteln der Technik auf Räder zu stellen, um es an einen geeigneten Platz zu schieben:

„Bis auf die Höhe, und bis
auf die Spitze des Hasengebirges,
Hier nun roll es hinab in die
faltigen Täler des Schönbucks,
Hier nun roll es hinab ins
heilige Dunkel des Hochwalds,
Ganz im Grünen versteckt,
da soll es am herrlichsten wirken! . . .“

Die klaffende Lücke am Schloß aber werde am besten zu einer Rettichplantage verwendet, „stark mit Rüben vermengt, aufrecht, in geschlossener Bauart“, vor der der staunende Fremdling vom Stuttgarter Bürger belehrt werde:

„Heilig ist uns der Ort
und darf nicht beschädigt werden,
Ruhmvoll liegen hier längst
die sieben Schwaben begraben.“

Unbeirrt vom Streit der Meinungen hielt das Wiederaufbau-Komitee seine Sitzungen ab, deren Protokoll jeweils König Wilhelm vorgelegt wurde. Eine technische Untersuchungskommission schlug nach Untersuchung des Fundamentplans des Lusthauses vor, den Erdgeschoßboden des Neubaus in Rücksicht auf das Straßenniveau 1,25 m höher als den alten Fußboden zu legen und die frühere Bassinhalle unter Verzicht auf die Wasserbecken über einem Untergeschoß zu errichten, das für die Heizungsanlagen und den Kohlenkeller, aber auch noch für andere Zwecke vorgesehen war. Zu größerer Sicherheit wurden die alten Fundamente selbst noch untersucht und deshalb eine Unterbrechung der Abbrucharbeiten, namentlich an der Treppenruine und der einen erhaltenen Hausecke, erwirkt: bis zum 1. April 1903 sollte der Platz des Lusthauses endgültig eingeebnet sein. Am 8. April übergab das Komitee eine Bittschrift, der König wolle den Wiederaufbau am alten Platz genehmigen und eine „künstlerische Subkommission“ in Audienz empfangen. Eine Denkschrift über den Neubau und ein Plan für die Wiederaufbaulotterie lagen bei. Danach waren 3 bis 4 Serien von je 200 000 Losen zu 10 Mark vorgesehen, die in allen deutschen Bundesstaaten zum Verkauf gelangen sollten. Der Erlös wurde bei 3 Serien auf 1 340 000 Mark, bei 4 auf 1 786 600 Mark berechnet; insgesamt sollten 10 611 Geldgewinne in Höhe von 820 000 Mark zur Auszahlung gelangen. König Wilhelm ließ erwidern, so sympathisch er dem Gedanken des Wiederaufbaus gegenüberstehe, sehe er sich doch nicht in der Lage, eine endgültige Entscheidung zu treffen, da er es vermeiden möchte, dem Entschluß der Stände wegen der Erstellung des neuen Hoftheaters vorzugreifen. Um aber die Erteilung eines Bescheids nicht länger als durch diese Rücksichtnahme nötig zu verzögern, gab er die Denkschrift an die Hofdomänenkammer mit der Weisung weiter, sie mit dem Finanzministerium zu prüfen. Die Künstlerkommission – die Professoren Halmhuber, Jassoy, Haug, Baudirektor von Tritschler und Baurat Tafel – wurde zwar in Audienz empfangen, konnte aber nicht mehr als die Bitte wiederholen und ihre Pläne erläutern, wobei der König „mit Interesse“ zuhörte. Auf seiner nächsten Sitzung beschloß das Komitee, die Wartezeit zu benützen, um die Lusthausfundamente einer neuen, sorgfältigen Prüfung zu unterziehen und die künftige Verwen-

dung des Baus „nach den verschiedenen Möglichkeiten eingehend zu erörtern“.

Praktisch war damit der Tätigkeit des Komitees ein Ende gesetzt, denn es war nicht abzusehen, wann der Landtag seine Entscheidung treffen würde. Im August 1904 verstarb der Vorsitzende, Hofmarschall von Baldinger. An seine Stelle trat Stuttgarts Oberbürgermeister Gauß. Die Frage des Lusthaus-Wiederaufbaus begann einzuschlafen.

Im September 1904 unternahm jedoch Herzogin Wera erneut einen Vorstoß, als ihr in St. Petersburg das Gerücht zu Ohren kam, auf dem ehemaligen Hoftheaterplatz solle ein ethnographisches Museum erstellt werden, eine Nachricht, die sie „etwas erregte“, da sie fest damit rechnete, daß der Platz, wenn nicht für ein Theater, dann doch für den Lusthausneubau zur Verfügung gestellt werde. Vielleicht war ihr Interesse nicht ganz uneigennützig, gehörte ihr doch der Olgabau mit seinem Café und Restaurant, die durch ein Konzerthaus in unmittelbarer Nachbarschaft gewinnen mußten. Der Kabinettschef Wilhelms II. teilte vertraulich nach Petersburg mit, daß der König, um dem von ihm nicht gewünschten Wiederaufbau der Oper neben dem Neuen Schloß zu begegnen, das Projekt der Erstellung eines „Museums der vaterländischen Altertümer“ und eines Museums für Länder- und Völkerkunde habe ausspielen lassen, eine Entschließung aber nicht erfolgt sei. Allerdings stehe der König diesem Plan „in hohem Grade sympathisch gegenüber“, nachdem sich ergeben habe, daß die Unterbringung beider Sammlungen im rekonstruierten Lusthaus unmöglich sei und beträchtliche Mittel für ein ethnographisches Museum zur Verfügung stünden, während das Lusthausprojekt wegen der finanziellen Schwierigkeiten „in weite Ferne“ zurücktrete.

Trotzdem ließ Herzogin Wera, deren Wort als Großfürstin von Rußland nicht geringes Gewicht hatte, durch ihren neuen Hofmarschall von Vischer-Ihingen weiterhin für das Lusthausprojekt werben, auch noch, als der Kabinettschef des Königs ihr am 1. Mai 1905 mitteilte, Seine Majestät habe sich für das Museum für Länder- und Völkerkunde entschieden und glaube die Frage des Wiederaufbaus des Lusthauses nicht weiter in Rechnung ziehen zu sollen.

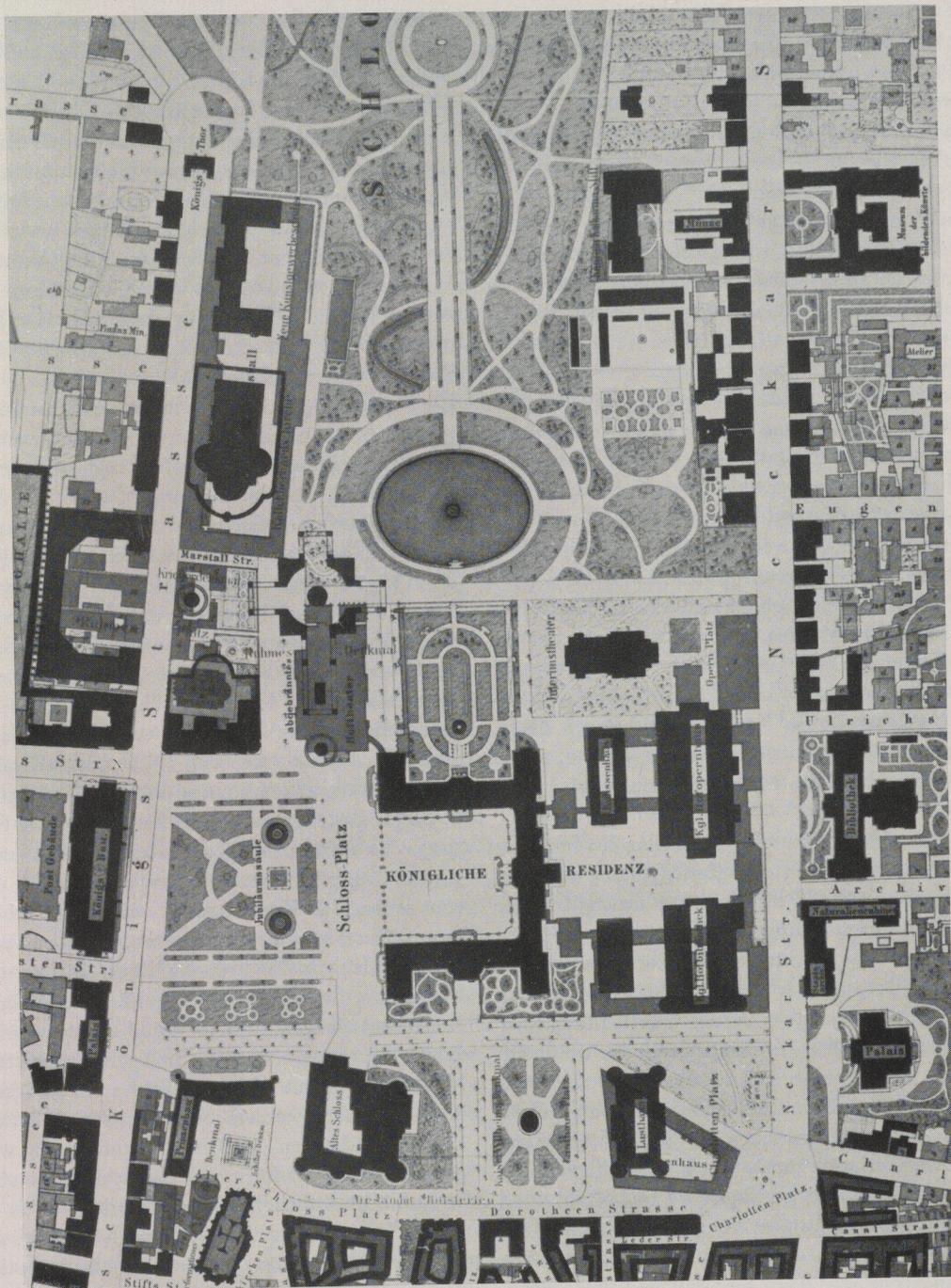
Am 31. März 1906 trat auch das Lusthausbaukomitee wieder in Erscheinung mit der abermaligen Eingabe, das einzigartige Gebäude am alten Platz wieder zu erstellen, nachdem die Stände die Mittel zum Wiederaufbau des Hoftheaters verwilligt hätten, ohne auf die Platzfrage Einfluß zu nehmen. Als eine Antwort darauf nicht erfolgte, unternahm das

Komitee weitere Schritte: Abgeordneter Conrad Haußmann suchte den württembergischen Gesandten in Berlin auf und bat ihn, sich für die Zulassung einer Lusthaus-Lotterie in Preußen zu verwenden. Als der Gesandte darauf in Stuttgart rückfragte, wurde ihm der Bescheid zuteil, eine Verwendung für die Lotterie unterbleibe besser so lange, bis deren Konzessionierung in Württemberg erfolgt sei.

Darauf unternahm Herzogin Wera einen letzten Versuch, ihren Lieblingsplan doch noch zu verwirklichen: im Februar 1907 ließ sie dem württembergischen Geschäftsträger in Berlin die Pläne und Zeichnungen des Wiederaufbaukomitees mit der Weisung zugehen, sie dem Zivilkabinett Kaiser Wilhelms II. vorzulegen, damit er die Wiederaufbaulotterie in Preußen genehmige. Anfang Juli erhielt der Geschäftsträger die Pläne mit dem Anfügen zurück, daß „Seine Majestät nach Anhörung der Herrn Ressortminister zu Allerhöchst-Ihrem Bedauern davon absehen müssen, zu Gunsten des Wiederaufbaus eine Lotterie in Preußen zuzulassen, da nach den begründeten Ausführungen der Herrn Minister die Erteilung der Genehmigung hierzu nicht tunlich erscheine“. Damit war die Frage des Wiederaufbaus des Lusthauses endgültig in negativem Sinn entschieden, denn ohne die Hilfe der preußischen Lotterie waren die Baupläne nicht zu verwirklichen. Das Lusthauskomitee löste sich auf.

Bereits 1905 waren die Reste der alten Lusthaus-terrasse in die Anlagen verbracht worden, um wenigstens dort die Erinnerung an das stolze Bauwerk wachzuhalten. Noch heute kündigt es an diesem Platz von der Schönheit schwäbischer Renaissancearchitektur. Ist es zu bedauern, daß Beers Meisterwerk nicht zu neuem Leben erstand? Man wird es verneinen können, denn die Argumente Theodor Fischers, daß man einem neuen Bau nicht den alten Geist hätte einhauchen können, sind zweifellos stichhaltig. Es wäre ein Bauwerk ähnlich den neugotischen Kirchen der Jahrhundertwende entstanden, dessen Neuheit und Nachahmung noch nach fünfzig Jahren zu spüren gewesen, das, kurz gesagt, nichts Originales mehr gewesen wäre. Anders verhält es sich mit dem echten Lusthaus: sein Verlust ist tief zu bedauern, besäße doch Stuttgart mit ihm ein Bauwerk von europäischem Rang. Beers großartige Schöpfung ist aber in Wahrheit nicht erst dem Brand von 1902 zum Opfer gefallen, sondern viel früher schon dem unbekümmerten Bauwillen des 19. Jahrhunderts, das aus dem Lusthaus ein Theater machte.

Mit dem Scheitern des Lusthausprojekts stellte sich erneut die Frage, was mit dem Hoftheatergelände geschehen solle. Der Platz war mit einem häßlichen



Die Gestaltung der Stuttgarter Stadtmitte nach den Plänen von Architekt Mack. Die von ihm vorgesehenen Bauten erscheinen auf dem Stadtplan dunkel.

Bretterzaun umgeben worden, der manches Kopfschütteln hervorrief, wie es möglich sei, im Herzen der Stadt einen so unwürdigen Fleck zu belassen. Schließlich nahm sich die Bau- und Gartendirektion des Platzes an und ließ darauf Rasenflächen mit Blumenbeeten anlegen.

Schon bald nach dem Brand hatte sich als ernsthafter Bewerber für das Gelände der „Württembergische Verein für Handelsgeographie“ unter seinem Vorsitzenden Karl Graf von Linden mit dem Vorschlag zu Wort gemeldet, hier ein Museum für Länder- und Völkerkunde zu erstellen. Eine Zeitlang hatte König Wilhelm mit dem Gedanken gespielt, dieses Projekt zu verwirklichen, wie noch in einem weiteren Bericht zu zeigen sein wird, dann aber wandte er sich einem anderen Vorhaben zu, das in enger Beziehung zu seiner Pflege von Kunst und Kunsthandwerk seit seinem Regierungsantritt im Jahre 1891 stand. In seinem Bemühen, dem stagnierenden Stuttgarter Kunstleben und namentlich der Stuttgarter Kunstakademie neue Impulse zu geben, hatte er sich 1899 mit überraschender Energie für die Berufung des Malers Graf Leopold von Kalkreuth eingesetzt, dessen Namen in ganz Deutschland einen guten Klang hatte. Kalkreuth folgte dem Ruf nur unter der Bedingung, daß er seine Freunde, die Maler Carlos Grethe und Robert Poetzelberger aus Karlsruhe mitbringen dürfe. Damit ihm dies zugestanden werden konnte, stellte der König wesentliche Mittel aus seiner Privatschatulle zur Verfügung.

Die Hoffnung, daß aus dieser Berufung für Stuttgart und Württemberg ein neuer Kunstfrühling erblühen werde, sollte sich voll erfüllen. Die neuen Künstler übten allein schon durch ihre Namen eine große Anziehungskraft aus, machten es sich aber auch zur Aufgabe, planmäßig auswärtige Künstler heranzuziehen. Der 1905 gegründete „Verein württembergischer Kunstfreunde“ sollte den Neuangekommenen durch Ankäufe ihrer Werke ein sicheres Einkommen gewährleisten, um ihnen die Möglichkeit zu geben, ganz ihrem Schaffen zu leben. Es entstand der Stuttgarter Künstlerbund, zunächst als Ausstellerverband gedacht, der bald auch gesellige Zwecke verfolgte und verschiedene Klublokale eröffnete, wo in heißen Diskussionen die alten und neuen Kunstauffassungen aufeinanderprallten. Auch hier half und unterstützte König Wilhelm wo er konnte. Er nahm an dem geselligen Leben der Künstlerschaft regen Anteil und war mitunter auch in ihren Klublokalen zu sehen. Der Initiative von Carlos Grethe verdankten dann die „Lehr- und Versuchswerkstätten“ ihre Entstehung, die zu einer selbständigen Abteilung der Kunst-

gewerbeschule wurden, welche auf dem Weißenhof ihren Sitz gefunden hatte. 1905 wurde Christian Landenberger von München berufen, 1906 Adolf Hölzel, die neben die Altmeister Keller und Haug, Pleuer und Reiniger traten und eine neue Note in die schwäbische Kunst brachten. Auch die Stuttgarter Technische Hochschule hatte unter ihren Professoren hervorragende Männer, deren Wirken das künstlerische Leben befruchteten und verjüngten. Seit 1901 lehrte hier Theodor Fischer, aber auch der Architekt, Maler und Bildhauer Halmhuber, die Bildhauer Habich und Janssen und der Maler Schmolz von Eisenwerth. Als Nachfolger Fischers kam dann Paul Bonatz nach Stuttgart und setzte die modern-fortschrittliche Richtung in Architektur und Kunst fort.

Die Anwesenheit einer so zahlreichen Künstlerschaft machte es zu einer selbstverständlichen Forderung, daß ihre Werke der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Mit Ausstellungsräumen aber war es in Stuttgart schlecht bestellt. Größere Kunstausstellungen waren nur unterzubringen, indem man die Räume der Gemäldegalerie in der Neckarstraße zur Verfügung stellte, was bedeutete, daß die dort gezeigten Gemälde abgehängt und in eine behelfsmäßige Unterkunft verbracht werden mußten. So war es bei den Ausstellungen der Münchener Sezession 1894, 1895 und 1899 gehalten worden, so wurden auch die französischen Ausstellungen von 1901 und 1907 gezeigt. Immer deutlicher machte sich dabei der Mangel eines eigenen Ausstellungsgebäudes bemerkbar; die Forderung, den unhaltbaren Zustand abzustellen und ein eigenes Heim für Ausstellungen zu schaffen, wurde von seiten der Künstlerschaft wie vom Publikum immer lauter und dringender erhoben. Man wies auf das Beispiel von Städten wie Dresden, Darmstadt, Mannheim, Düsseldorf hin, die Neubauten für ihre Kunstausstellungen geschaffen und mit den darin gezeigten Werken weiten Widerhall gefunden hatten.

Niemand erkannte klarer, daß hier schleunigst Abhilfe geschaffen werden müsse, als König Wilhelm. Er war entschlossen, der Kunst in Stuttgart ein würdiges Gebäude zu erstellen und bereit, dafür persönlich beträchtliche finanzielle Opfer zu bringen. Als Platz für ein Kunstgebäude bot sich das Gelände des abgebrannten Hoftheaters geradezu an. Es hätte kaum des Artikels im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“ vom Februar 1907 bedurft, dessen Antwort auf die Frage „Was soll mit dem Theaterplatz geschehen, wenn der Lieblingswunsch der Stuttgarter nicht erfüllt wird, das neue Hoftheater dort aus der Asche erstehen zu sehen?“ lautete: was Stuttgart nottut, sind eine Kunsthalle und ein Konzerthaus! „Alle bildenden

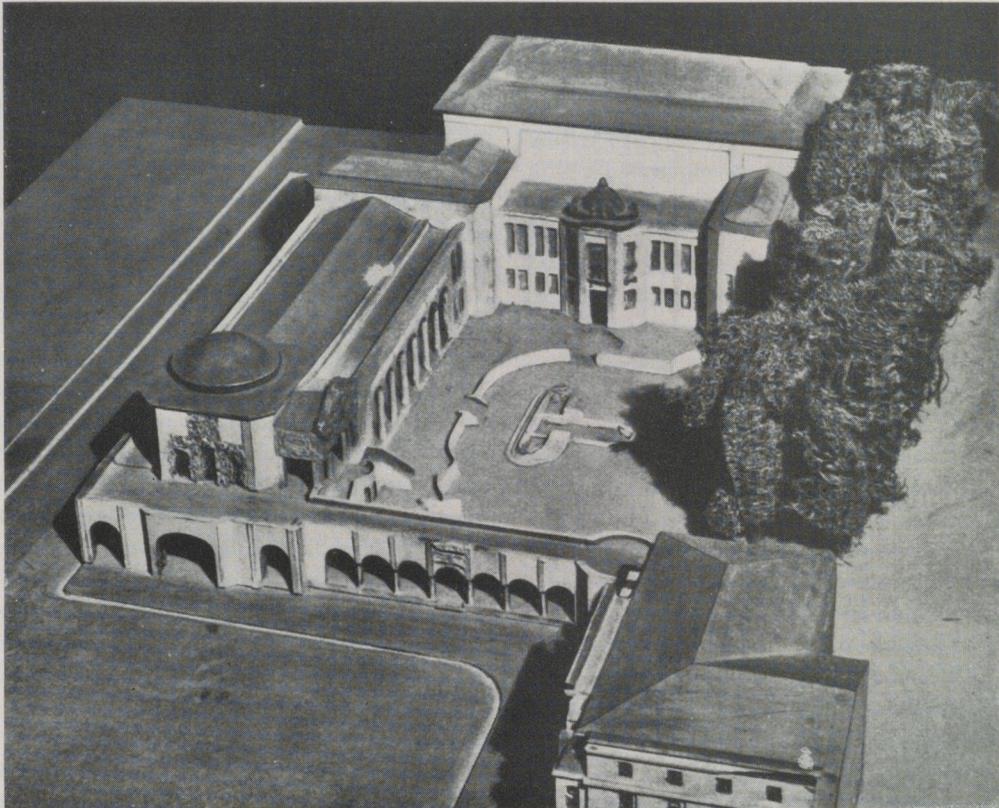
Künstler sind sich darüber einig, daß wir ein Gebäude haben müssen, geeignet zu dauernder Ausstellung von Gemälden, besonders auch der hier ansässigen Künstler . . . Soll Stuttgart in die Reihe der deutschen Städte einrücken, in welchen die bildende Kunst eine wirkliche Stätte findet, so ist hiezu das Vorhandensein eines der Allgemeinheit zugänglichen Kunstaustellungsgebäudes in der Art des Münchener Glaspalastes die erste Voraussetzung.“ Weiterhin wurde auf die Notwendigkeit eines neuen Konzerthauses hingewiesen, denn der vielgerühmte Festsaal der Liederhalle sei „eine verblichene Schöne“. Er war vielleicht einmal mustergültig, sei aber heute nicht mehr konkurrenzfähig. Wenn also das Hoftheater nicht mehr am alten Platz erstehen könne, sei die beste Lösung für ihn eine Kunsthalle oder ein Konzerthaus.

Damit war das Stichwort gegeben für das Bauwerk, das dann tatsächlich die Lücke am Schloßplatz füllen sollte. Noch war es freilich ein weiter Weg bis dahin. Erst mußten sich die an dem Bau Beteiligten, König, Staat und Stadt, darüber klar werden, welche Ziele dabei verfolgt werden und wie groß der finanzielle Anteil jeder der drei Partner sein sollten. Auf das energische Drängen Wilhelms II. kam man schließlich zu der Einigung, daß die Hofkammer die Bauherrschaft übernehmen und Staat und Stadt namhafte Beiträge zu den Baukosten leisten sollten. Den Hauptanteil trug der König, ein beispielhaftes Zeugnis seines Mäzenatentums. Als man sich näher mit dem zu erstellenden Gebäude beschäftigte, zeigte sich, daß die Baupartner ziemlich weitgehende Sonderwünsche hatten. Während König Wilhelm naturgemäß das Hauptaugenmerk auf große und schöne Räume mit gutem Oberlicht richtete, die häufig wechselnde Kunstaustellungen aufnehmen konnten, dabei aber auch Klubräume für den Künstlerbund forderte, verlangte die Stadt Stuttgart einen großen repräsentativen Saal für Feste und Konzerte sowie, dadurch bedingt, Räume für ein vornehmes Restaurant.

Diese verschiedenartigen Aufgaben des geplanten Gebäudes machten es einem Architekten nicht leicht, eine geeignete, allen Wünschen entgegenkommende Lösung zu finden; seinem freien Schaffen waren dadurch enge Grenzen gezogen. Dazu kam das Problem, einen repräsentativen Bau zu erstellen, der zwischen dem überladenen, prunkvollen Olgabau und der zurückhaltenden Architektur des Neuen Schlosses vermittelte und sich maßstäblich an dieses anpaßte, denn dem Schloß als beherrschendem Gebäude des Platzes durfte kein Abtrag getan werden.

Gerade die Schwierigkeit der Aufgabe reizte zwei der namhaftesten Architekten und Künstler, sich daran zu wagen: Bernhard Pankok und Theodor Fischer. Beider Pläne standen für die Ausführung in engster Wahl. Der ältere stammte von Pankok. Er sah einen großen Saalbau mit Front zur Theaterstraße (heute Stauffenbergstraße) vor, der einen geräumigen, für Festlichkeiten wie für Konzerte und Ausstellungen geeigneten Saal sowie die Klubräume für den Künstlerbund aufnehmen sollte. In dem etwas niedrigeren Flügel zum Olgabau hin waren Restaurationsräume und weitere Ausstellungsräume vorgesehen, während ein Arkadengang gegen den Schloßplatz einen im Winkel der Gebäudeflügel gelegenen Garten abgrenzte. Gewiß eine sehr ansprechende Lösung, die den gestellten Anforderungen gerecht wurde und einen passenden Übergang vom Neuen Schloß zum Olgabau ergab. Allein dem Entwurf fehlte die Leichtigkeit und Eleganz des Vorschlags von Theodor Fischer. Dessen Plan, wohl abgewogen in Ausmaßen und Verhältnissen, sah einen Zentralbau mit großer Kuppel vor, davor eine graziöse Bogenhalle als Ausgleich gegen die Masse und Gliederung des Neuen Schlosses. In der schwingenden Leichtigkeit der Säulen und Bogen bereitete er in feiner Unterordnung auf das reiche doch zierliche Wesen des Schlosses vor und schuf zugleich einen Übergang zum Olgabau, der, ursprünglich auf das Hoftheater ausgerichtet, ohne dieses zu schwer wirkte. Die zurücktretende Kuppel mit dem goldenen Hirsch – der dann dem Gebäude im Volksmund seinen Namen gab –, bildete in ihrem Aufwärtstreben die notwendige Ergänzung zur breiten Lagerung der Halle und verschmolz mit ihr zur optischen Einheit. Im Innern stellte der große Kuppelsaal als Fest- und Ausstellungsraum den Mittelpunkt dar, um den sich die für die Zwecke der Kunst bestimmten Säle und Kabinette gruppierten, gefolgt von den Restaurationsräumen und Zimmern des Künstlerbundes.

Die Entscheidung, welcher der beiden Pläne zur Ausführung gelangen sollte, lag in der Hand des Hofkammerpräsidenten, Staatsrat von Scharpff. Sie fiel zugunsten des Projekts Fischers, für das König Wilhelm Freund und Berater in Kunstdingen, Oberst von Bieber, aber auch der in Fragen feinen Kunst- und Bauempfindens als Autorität anerkannte Professor der Kunstakademie, Robert Haug, entschieden eintraten. Diese Entscheidung entsprach ganz dem Wunsch des Königs, wenn er sich auch in seiner konservativen Kunstauffassung mit dem modernen Entwurf Fischers nicht so recht befreunden konnte. Er fühlte sich Fischer gegenüber, der inzwischen wie-



Entwurf Bernhard Pankoks zum Kunstgebäude.

der einem Ruf nach München gefolgt war, verpflichtet, da er ihn während seiner 7jährigen Tätigkeit an der Technischen Hochschule Stuttgart nie mit einem Bauauftrag bedacht hatte.

Am 8. November 1910 wurde auf dem Gelände des einstigen Hoftheaters der erste Spatenstich für das Kunstgebäude getan, nachdem die Verhandlungen mit den Baufirmen schließlich zu einem beide Teile befriedigenden Ergebnis geführt hatten. Am 8. März des folgenden Jahres stieß man bei den Grabarbeiten auf den Grundstein des Lusthauses, der im Fundament des südöstlichen Turmes eingelassen worden war: ein rechteckiger Sandsteinblock mit zwei zylindrischen Vertiefungen. In der einen steckte eine Glasflasche mit zwei entgegengesetzten, sich erweiternden Ausgußröhren für die beiden durch eine gemeinsame Wand getrennten Hälften und einem runden, schön geformten Fuß. In beiden Flaschenhälften fand sich noch eine helle Flüssigkeit – wohl der Überrest roten und weißen Weines. Außerdem fanden sich in den Vertiefungen des Steines 9 Mün-

zen aus der Zeit Herzog Ludwigs, unter dem das Lusthaus erstellt worden war.

In den Jahren 1911 und 1912 wuchs dann das Kunstgebäude langsam empor, mit dessen künstlerischem Schmuck auf ausdrücklichen Wunsch des Königs nur Stuttgarter Künstler beauftragt wurden. Die Bildhauerarbeiten an dem nur wenig verzierten Außenbau übernahmen Jakob Brüllmann, Joseph Zeitler und Melchior von Hugo. Der die Kuppel krönende Hirsch war ein Werk Professor Ludwig Habichs.

Auch die Innenausstattung und Bemalung lag in der Hand verschiedener Architekten und Künstler, die sich in ihrem Schaffen, obwohl unabhängig voneinander, gegenseitig ergänzten. Die beiden vorderen Räume des Restaurants und die Innenausstattung von Garderobe und Billardzimmer der für den Künstlerbund bestimmten Räume wurden Professor Paul Lang-Kurz übertragen, während Oskar und Eduard Pfennig die zwei hinteren Restaurationsräume sowie die Klubräume des Künstlerbundes gestalteten und Eduard Pfennig die beiden für die Ausstellung von

Bildhauerarbeiten vorgesehenen Säle an der Nordseite des Kuppelsaales ausmalte. Professor Karl Schmoll von Eisenwerth stiftete für den zu ebener Erde gelegenen Gesellschaftssaal ein großes allegorisch-mythologisches Gemälde „Das Urteil des Paris“. Alfred Pellegrini malte im Vorraum des Restaurants ein Blumenstillleben und schmückte zusammen mit Eduard Pfennig den Saal des Künstlerbundes mit Deckenmalereien. Traurige Berühmtheit erlangte sein Wandbild des „Narziss“ in der Brunnennische an der Theaterstraße, das von Bubenhand völlig zerstört wurde. Der nur vorübergehend in Stuttgart tätige Wilhelm Nida-Rümelin aus München schuf die ausgezeichneten Stuckreliefs an der Innenseite der großen Kuppel. Theodor Fischer selbst übernahm nur die Ausstattung des Restaurationsvorraums, während der Architekt Wilhelm Weigel den kleinen Gesellschaftsraum gestaltete.

Am 19. Oktober 1912 konnten dann die Restaurationsräume des Kunstgebäudes ihrer Bestimmung übergeben werden. Hofkammerdirektor von Wiedersheim begrüßte als erste Gäste die Vertreter einer schon vor Jahren für die Planung Stuttgarts ernannten Kunstkommission mit den Oberbürgermeistern Lautenschlager und Gauß und zahlreiche geladene Gäste, die unter der Führung von Baumeister Daiber einen Rundgang durch die Räume machten und im Restaurationsaal einen Imbiß einnahmen. Sie waren von Stuttgarts neuem Kunst- und Kulturzentrum tief beeindruckt und konnten sich davon überzeugen, daß das während seines Entstehens viel und töricht geschmähte Haus eine wohldurchdachte, glückliche Lösung darstellte: den richtigen Abschluß der den Schloßplatz umgebenden Gebäude und ein würdiges Heim der bildenden Künste. Was hatte demgegenüber schon zu bedeuten, daß das schräge Dach, aus dem sich der Kuppelbau erhebt, nicht von überall günstige Ansichten bot, und daß die vielen kleinen Dachluken die Front nach der Theaterstraße (Staufenbergstraße) etwas unruhig machten? Diese und andere Argumente hatte man gegen Fischers Bauwerk vorgebracht, mit dessen sich auf die notwendigsten Schmuckformen beschränkenden Außenbau die Stuttgarter sich nur langsam befreundeten. Was heute fast selbstverständlich erscheint, daß nämlich das Äußere den inneren Zweck des Baus zum Ausdruck bringen will, erregte damals weite Kreise und gab zu ärgerlichen Auslassungen und Diskussionen reichen Anlaß.

Auch König Wilhelm selbst fand keinen rechten Gefallen an seinem Kunstgebäude, dessen Erstellung er mit so viel Eifer betrieben hatte. Er äußerte zwar

seine Kritik nicht laut, dazu wahrte er viel zu sehr die ihm angeborene vornehme Zurückhaltung, aber einem vertrauten Freund gegenüber eröffnete er, daß die Schöpfung Fischers seinen Vorstellungen von einem Kunst- und Kulturgebäude nicht in allem entspreche. Im Grund war diese Einstellung verständlich: Wilhelm zählte bei der Erbauung des Kunstgebäudes bereits über 60 Jahre, war also in einem Alter, da ihm eine Umstellung auf die modernen Kunstanschauungen, die mit der Tradition bewußt brachen, schwerfallen mußte. Das Kunstgebäude aber war zu seiner Zeit ein ausgesprochen modernes und fortschrittliches Bauwerk, für Stuttgart ein erstes Zeugnis der neuen Bau- und Kunstgesinnung einer modernen und verjüngten Architektengeneration.

1913, ein Jahr vor Ausbruch des ersten Weltkriegs, war es dann so weit, daß der gesamte Bau seiner Bestimmung übergeben werden konnte. An der Eröffnung nahm Stuttgarts Bevölkerung lebhaften Anteil. Endlich war die Lücke am Schloßplatz geschlossen, die fast 10 Jahre lang seine Wirkung beeinträchtigt, einen Streit der Meinungen hervorgerufen und so verschiedenartige Lösungsvorschläge hervorgebracht hatte.

Niemand hätte beim Brand des Hoftheaters geglaubt, daß die Katastrophe solch weitreichende Folgen haben und daß der Stadtkern Stuttgarts solche Veränderungen erfahren würde, bis ein Ersatz gefunden war. Wäre es lediglich um den Ersatz des Theaters gegangen, wäre eine Entscheidung gewiß viel früher getroffen worden. Wenn man sich erst 1907, also 5 Jahre nach dem Brand, entschloß, den Neubau des Hoftheaters nach dem Entwurf des Münchener Professors Max Littmann auf dem Gelände des Botanischen Gartens in den Anlagen an der Neckarstraße zu erstellen, so lag dies in erster Linie an dem gleichzeitigen Neubau des Hauptbahnhofs an seinem heutigen Platz. Diese grundlegende Veränderung im Zentrum der Stadt hatte solch weitreichende Folgen, daß davon auch alle anderen Bauvorhaben des Staates und der Krone betroffen waren und zwar sowohl in der Planung wie in der Finanzierung. Erst als die im Zusammenhang mit der Verlegung des Hauptbahnhofs von der Schloßstraße nach der verlängerten Schillerstraße stehenden Fragen geklärt waren, konnten auch die kulturellen Bauten zu ihrem Recht kommen. Dann aber entstanden in wenigen Jahren zahlreiche imponierende Bauwerke, die das Gesicht der Stadt prägten – es war wie das Losbrechen einer lange angestauten Flut: im Juli 1909 wurde der Wilhelmsbau fertiggestellt, im August der neue Schlachthof in Gaisburg eingeweiht, im September mit dem Neubau

des Hoftheaters begonnen. 1910 kam das Lindenmuseum unter Dach und wurden das Kunstgebäude und Gustav-Siegle-Haus in Angriff genommen. 1912 konnten letzteres, das Kunstgebäude und das Große und Kleine Haus des Hoftheaters eingeweiht werden, während mit dem Markthallen-Neubau begonnen wurde und oben auf der Höhe des Bubenbades das Palais Reitzenstein entstand.

Hält man sich diese Entwicklung vor Augen, kommt man zu dem Ergebnis: mit dem Brand des Hoftheaters hat eine neue bauliche Entwicklung Stuttgarts eingesetzt. Wenn auch nicht ursächlich in Zusammenhang damit, stellt doch die Feuersäule in der Winternacht des Jahres 1902 den Beginn dar für das Emporwachsen Stuttgarts von der königlichen Residenzstadt zur modernen Großstadt. Die damalige Generation hat es wohl kaum in dieser Weise empfunden aber sie hat,

zunächst noch unentschlossen und tastend, die entscheidenden Schritte getan, um aus Stuttgart das zu machen, was es heute geworden ist. Mit dem Brand des alten Hoftheaters ging eine Epoche zu Ende. Zugleich aber wurde ein neues Blatt in der Geschichte der Landeshauptstadt aufgeschlagen, das erst in unserer Zeit, in den Bombennächten des zweiten Weltkrieges, zerfetzt wurde, um abermals einem neuen Blatt zu weichen, dessen Zeichen erst im Werden begriffen, aber noch nicht klar zu entziffern sind.

Quellen und Literatur: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Kabinettsakten IV, Faszikel 332 – Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart. Bearbeitet von Julius Baum. Stuttgart 1913 – Werner Fleischhauer, König Wilhelm II. und die bildende Kunst. In: Wilhelm II., Württembergs geliebter Herr. Stuttgart 1928 – Chronik der kgl. Haupt- und Residenzstadt Stuttgart hrsg. vom Gemeinderat. Jahrg. 1910–1912.

Wandmalereien des „Nagolder Stils“ in der Dorfkirche von Aichschieß

Von Eva Heye

Die durchgreifende Instandsetzung der Remigiuskirche in Nagold lenkt – neben den aufschlußreichen Feststellungen zur Baugeschichte – die Aufmerksamkeit erneut auch auf die wertvollen hochgotischen Wandmalereien in dieser Friedhofskirche¹. Im Zusammenhang damit erscheint es lohnend, einmal wieder auf die eng verwandten Malereien im Schiff des Schurwaldkirchleins von Aichschieß oberhalb Esslingens hinzuweisen, die trotz zweimaliger eingehender Würdigung² anscheinend noch immer viel zu wenig bekannt sind. Sie sollen hier in guten Neuaufnahmen durch das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Stuttgart einem größeren Leserkreis vorgeführt werden und zu einem Besuch des Dorfkirchleins anregen.

Dem Umfang nach ist von dem – wie in Nagold in zwei Reihen übereinanderliegenden – Bildfries wenig erhalten. Es sind die Szenen der Verkündigung an Maria, Teile einer Verkündigung an die Hirten,

Figuren aus dem Bethlehemitischen Kindermord, die Flucht nach Ägypten und – fast nur aus den Fußpartien zu erkennen – ein schmaler Rest der Anbetung der Könige. Die horizontalen Ornamentstreifen am oberen Rand der Bildfläche und zwischen den beiden Bildreihen sind wesentlich primitiver als in Nagold: statt der sorgfältig gezeichneten rhythmischen Spiralranke dort erscheinen in Aichschieß einfache Wellenlinien.

Als Farbe ist wenig erhalten: außer dem rötlichen Braun der Konturen Teile von Ockergelb in den Haaren des Verkündigungsendels, des Christkinds und des Kindes aus der Kindermordszene – wie in den „Bergkuppen“ der Hirtenverkündigung. Das einstige Blau des Mariengewandes in der Verkündigungsgruppe und der Fluchtszene läßt sich in dem weitgehend verblaßten Zustand nur noch ahnen.

Der „Nagolder Stil“, der der „klassischen Zeit der schmiegsamen Figur“ (Pfleiderer)² angehört, be-

stimmt Figurenzeichnung und Komposition, am deutlichsten zu vergleichen bei den in beiden Kirchen ganz erhaltenen Szenen der Flucht nach Ägypten – andersartig jedoch sind in Aichschieß die Hände und Gebärden, und die Faltsprache hat einen noch größeren Grad der Verfeinerung und Vielfältigkeit erreicht.

Wichtig, da in Nagold heute fehlend, ist die Szene der Verkündigung, die – heute neben der Orgelempore – wohl ursprünglich schon den Zyklus begann. Vielleicht erstreckte sich die Kirche, die später große bauliche Veränderungen erfuhr, ursprünglich im Westen nur bis zur heutigen Empore. Dies Bild bestärkt die an anderer Stelle³ ausgesprochene Vermutung, auch der Nagolder Jugend Christi-Zyklus habe ursprünglich mit der Verkündigung begonnen, was bei der dort zur Verfügung stehenden Wandfläche durchaus glaubhaft wäre. Auch das Fragment des von mir als „Anbetung der Könige“ gedeuteten Bildes hilft, sich von dieser in Nagold zum größeren Teil untergegangenen Schöpfung eine bessere Vorstellung zu machen.

In der „Verkündigung“ tritt der Engel von links zu Maria, die sich ihm mit anmutig-ergebener Haltung zuwendet, beides hohe schlanke Gestalten, in reich wogende Gewänder gehüllt. Die Freude am Linien-spiel dieser Falten, fast als Eigenwert, geht noch über Nagold hinaus; auch zeigt dieses Bild die Besonderheit der langen Hände mit abgespreiztem Zeigefinger bzw. Daumen. Ich möchte in dem Aichschießer Künstler einen beim Nagolder Meister geschulten oder doch stark von ihm beeinflussten Maler vermuten, der in einigen Elementen seinen eigenen Weg ging. – Köstlich ist die stillebenhafte Durchformung der Vase mit dem hohen stilisierten Lilienzweig. – Sehr reizvoll und individuell, heute zumindest nur noch in Aichschieß zu beobachten, sind die Tierdarstellungen in der Hirtenverkündigung: ein wenig hölzern, in den Proportionen überlängnt, aber interessant in dem Versuch, die unterschiedlichen Tierarten, Böckchen, Schweine (?) und den Hirtenhund zu charakterisieren und sie ungemein lebendig in den verschiedenen Bewegungen darzustellen. Unter den erhaltenen schwäbischen Wandmalereien dieser Zeit dürfte es sich um die ansprechendsten Tierbilder handeln. Bei dem aus Wolken kommenden Engel und dem zu ihm aufschauenden Hirten finden wir wieder die für Aichschieß typische Form der Hände.

Die Anbetung der Könige läßt sich nur ahnen: links saß wohl die thronende Gottesmutter, von rechts her nahten die Heiligen Drei Könige, von denen nur noch die Füße in eleganter Schrittstellung und reich ondu-



Aichschieß, ev. Dorfkirche, Verkündigung an Maria und Verkündigung an die Hirten

Aufnahme: Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

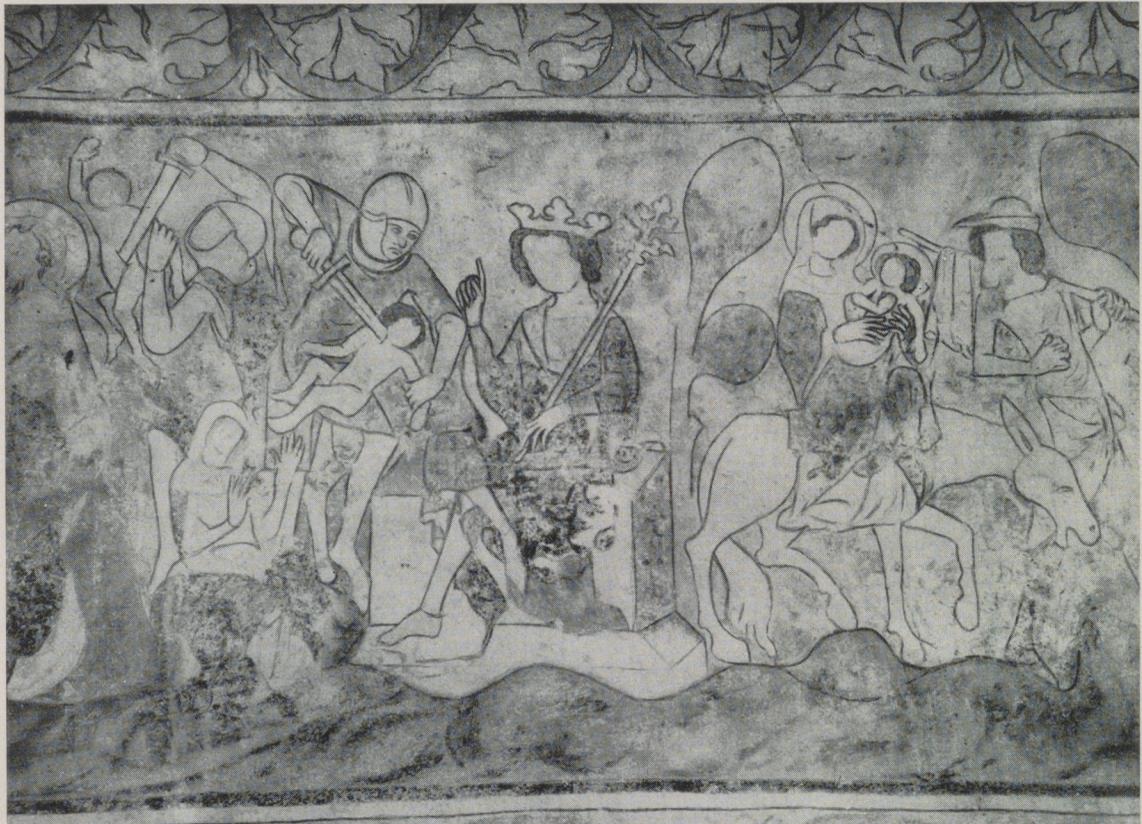


Aichschieß, ev. Dorfkirche, Anbetung der Könige (Rest); Bethlehemitischer Kindermord (Rest); Flucht nach Ägypten.
Aufnahme: Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart



Nagold, Remigiuskirche. Pferdeknechte aus der Anbetung der Hl. Drei Könige

Aufnahme: Dr. Hellmut Hell, Reutlingen



Nagold, Remigiuskirche. Kindermord und Flucht nach Ägypten. Aufnahme: Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

lierende Gewandteile zu erblicken sind. – Aus dem „Kindermord“ blieb die etwas grobschlächtige Gestalt eines der mordenden Soldaten (in der typischen Bekleidung des frühen 14. Jahrhunderts) erhalten, der ein merkwürdig großes Kind gepackt hält und das Schwert zum tötenden Streich erhoben hat. – Ähnlich, aber etwas anders geformt als in Nagold, ist der flächige, stilisierte Baum, der diese Szene von der „Flucht nach Ägypten“ trennt. In diesem Bild wird die Übereinstimmung mit dem entsprechenden in Nagold evident. Ein neuer Zug ist, daß Maria anscheinend ihrem Kinde die Brust gibt⁴, ferner, daß Joseph den Judenhut trägt statt der Schildmütze in Nagold.

Auf die Eigentümlichkeiten des um 1325 anzusetzenden „Nagolder Stils“ und seine Verwurzelung in der Bodenseekunst ist an anderer Stelle eingegangen⁵.

Ob Aichschieß von jeher nur die Jugend Christi im Bilde vorführte, oder ob auch die heute durch zwei sehr große neue Fenster fast ganz aufgelöste Süd-

wand des Langhauses von Gemälden bedeckt war, wissen wir nicht. Sie *könnte* vielleicht, in Analogie zu Nagold, einst einen Passionszyklus getragen haben.

Die übrigen heute noch in Aichschieß anzutreffenden Wandbilder an der nördlichen Chorwand gehören der Spätgotik an und sind in die Zeit etwa zwischen 1460 und 1480 zu datieren; der Chor wurde 1454 erbaut⁶. Sie sind an künstlerischem Wert den Gemälden im Schiff weit unterlegen, auch abgesehen davon, daß sie durch unglückliche frühere Restaurierungen trostlos verdorben sind. Ihr Hauptreiz liegt in ihrer kräftig-bunten Farbigkeit und in den dargestellten Themen. Die obere Reihe ist dem Kirchenpatron, dem hl. Georg, gewidmet und zeigt (soweit heute noch erkennbar) über mehrere Felder verteilten Drachenkampf des heiligen Ritters. Die untere Reihe besteht aus Szenen der Annen-Marien-Legende: Verkündigung an Joachim, Begegnung von Anna und Joachim an der Goldenen Pforte, Geburt Mariae und Tempelgang der jugendlichen Maria.



Aichschieß, ev. Dorfkirche, Chornordwand: Drachenkampf des hl. Georg und Szenen der Annen-Marien-Legende.

Aufnahme: Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

¹ Die Remigiuskirche in Nagold. Bericht zu ihrer Erneuerung 1960–65, 1965. – ² Dietrich Pfeleiderer, Gotische Wandmalereien in Schwaben. Diss. Bonn, Bottrop 1935. – Dietrich Pfeleiderer, Frühgotische Wandbilder in Aichschieß und Winterbach. In: Heimatbuch für Schorndorf und Umgebung 1950 (Hrsg. von J. C. Rösler), Schorndorf 1950, S. 21 ff. mit Abb. – Kurz erwähnt wurden die Aichschießer Wandgemälde zuerst von Hans Christ im „Schwäbischen Heimatbuch“ 1922, S. 38 ff.: „Schwäbische

Monumentalmalereien des Mittelalters und ihre Pflege“, S. 43. – ³ Eva Heye, Die Remigiuskirche in Nagold, a.a.O. S. 37 ff. – ⁴ Pfeleiderer a.a.O. – ⁵ Pfeleiderer a.a.O. und Heye, a.a.O. – Mit geringen Erweiterungen wird der Aufsatz von E. Heye in einem der nächsten Hefte des „Nachrichtenblattes der Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ erscheinen. – ⁶ Beschreibung des Oberamts Eßlingen, Stuttgart-Tübingen 1845, S. 173.

Weisse Stille

Weißer Schnee und weiße Stille,
Weißes Land und weiße Fülle –
Abgetan ist, was ich litt,
Schwerelos und still der Schritt.

Eines großen Vogels Kreisen
Seh ich in die Ferne weisen –
Meiner stummen Sehnsucht Flügel
Gehen ein in weiße Hügel –

Meiner Hand entsinkt der Zügel
Und der Atem meinem Schritt.

Max Reuschle +

Eines Dichters guter Geist

Michail Lermontow und Alexandrina Werestschagina-von Hügel

Von Wilhelm Frhr. von Koenig-Warthausen

Wenn im vorigen Jahrhundert ein Kapitel russischer Literaturgeschichte, wie berichtet werden soll, in unsere Heimat hineinreicht, so ist das heute nicht mehr ohne Wissen um die Zeit-, in diesem Fall auch die familiengeschichtlichen Zusammenhänge verständlich. Dank der mehrfachen Verwandtschaft der Häuser Romanow und Würtemberg waren die Beziehungen des kleinen Herzogtums und späteren Königreichs zum großen Zarenreich etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des Bismarckreichs vielseitig und rege. Würtemberger gingen als Wissenschaftler, Beamte, Erzieher, Handwerker und Techniker nach Petersburg, Moskau und in andere große Städte Rußlands; in den Notjahren zu Beginn des 19. Jahrhunderts verließen Scharen schwäbischer Landleute die Heimat, um in den menschenarmen Provinzen Sudrulands eine neue zu finden. Es bestanden beiderseitige Gesandtschaften – die Berechtigung der würtembergischen in Petersburg, vom würtembergischen Landtag bisweilen bezweifelt, wurde von der Regierung mit der Notwendigkeit begründet, den zahlreichen Wurtembergern in Rußland Schutz und Hilfe gewähren zu können (sie bestand dann noch bis um 1890). Aber mit dem Krimkrieg (1853–56) begann die Entfremdung zwischen Ost und West, und das Erstarken des Pan-Slavismus ließ die dynastischen Bindungen in den Hintergrund treten. Aufenthalt und Niederlassung von Ausländern in den russischen Provinzen wurden immer mehr erschwert, eheliche Verbindungen zwischen Deutschen und Russen daher seltener.

Nationalismus und Chauvinismus hatten die Politik und die menschlichen Beziehungen noch nicht vergiftet, als der Königlich-Wurtembergische Legationssekretär Karl Eugen Freiherr von Hügel am 30. Juli 1837 zu Berlin die vierundzwanzigjahrige Alexandrina Michailowna „von Wereshaguine“ aus Moskau heiratete. Sie war die einzige Tochter des jung verstorbenen kaiserlichen Kollegienassessors und Gutsbesitzers Michail Werestschagin und der Jelizaweta (Elisabeth) Annenkowa. Es war nicht ganz einfach gewesen, vom Zaren und dem Oberprokurator des „Heiligen Synods“ die Einwilligung zur Vermählung der Alexandrina Werestschagina mit einem Nicht-

Orthodoxen zu bekommen. Daß sie schließlich erteilt wurde, bewirkte vor allem die Einflußnahme einer Verwandten bei den Moskauer Regierungsinstanzen: Jelizaweta Alexejewna Arseniew geborene Stolypin, die ihre weitreichenden Beziehungen nicht nur ihrem Besitz und wirtschaftlicher Unabhängigkeit, vielmehr auch ungewöhnlicher Klugheit und Energie verdankte. Sie war wiederum Großmutter und Erzieherin Michail Lermontows, der schon in jungen Jahren Dichterruhm errungen hatte und heute noch als einer der größten Dichter Rußlands gilt: sein 150. Geburtstag im Oktober 1964 wurde mit Staatsakten in Moskau und Leningrad gefeiert, und die Stationen seines letzten Aufenthalts in Patigorsk sind „Nationale Gedenkstätten der russischen Literatur“.

Mutter und Tochter Werestschagin hatten auf einer Reise durch Westeuropa in Paris geweiht und beim russischen Botschafter Pozzo die Borgo den zwei- und dreißigjährigen Hügel kennengelernt. Es ist möglich, daß diese Begegnung und ihre Folgen einer gewissen Bereitschaft der beiden, die Heimat zu verlassen, entgegenkamen. Leicht fiel der Entschluß jedoch Alexandrine oder „Sascha“ nicht; sie schrieb dies damals ihrem Vetter Lermontow. Die Eheschließung bedeutete für sie und die Mutter erst langjährige, dann endgültige Trennung von dem geliebten Mütterchen Rußland – den Landgütern in der Provinz Rjasan, wo die Bauern noch leibeigen waren und den Rucksack der Herrin kuten – dem Stadthaus zu Moskau, im Winter Mittelpunkt anregender Geselligkeit – Abschied auch von vielen Bekannten und Verwandten.

Einer mündlichen Überlieferung nach hatten die Werestschagins in ihrem Moskauer Haus eine Art literarischen Salon um sich versammelt. Leider können wir nicht mehr feststellen, wer zu diesem Kreise gehörte. In Poesie-Alben der Familie finden wir Gedichte der jungen „romantischen Schule“ Rußlands, an deren Spitze Alexander Sergjewitsch Puschkin stand; daneben die Namen W. A. Schukowski (der den Russen die deutsche Klassik vermittelte, selbst viel Deutschland bereiste), I. I. Koslow, K. N. Batjuschkow, den „Kultur-Senator“ Peter Fürst Wiasemsky u. a. m. Es war die große Frühzeit russischer



Alexandrine Freifrau von Hügel geb. Werestschagin
Kolorierte Lithographie von L. Noël, Paris 1838

Literatur, der um und nach 1850 die Ernte folgte; Lermontow, Gogol, Turgenjew, Dostojewski und Tolstoi gehören fast einer Generation an, was man gerne übersieht, da die genialen Dichter des „Helden unsrer Zeit“ und des „Dämon“ wie des „Revisors“ und der „Toten Seelen“ früh von ihrem Schicksal ereilt wurden.

Im damaligen Rußland war die Stellung des „Literaten“ noch eine andere als im übrigen Europa. Wie das Schicksal Puschkins zeigt, dessen Briefwechsel von der Zensur überwacht wurde, wiewohl Zar Nikolaus I. sein „Schirmherr“ war, und den dann eine gnadenlose „gute Gesellschaft“ in den Tod trieb, war die Schriftstellerei an sich suspekt. Aufklärer und Literaten hatten in Frankreich die Revolution vorbereitet; nun galt es, im patriarchalisch-absolutistischen Rußland, der Vormacht der Heiligen Allianz, Ähnliches zu verhindern. Nicht ausgeschlossen, daß daher eine hohe Obrigkeit auch dem Moskauer „Cercle“ der verwitweten Kollegien-Assessorin von Werestschagin Mißtrauen entgegenbrachte.

Am nächsten stand diesem jedenfalls der 1814 geborene, mit seiner Cousine Sascha fast gleichaltrige Michail Jurjewitsch Lermontow. Einer zur Zeit Peters des Großen aus Schottland eingewanderten Familie entstammend, war „Mischa“ nach der Mutter frühem Tod von seiner Großmutter Jelizaweta Arseniew-Stolypin auf dem Gute Serednikowo erzogen worden. Die Stolypin gehörten zu den großen Bojarengeschlechtern; bekanntester Namensträger wurde zwei Generationen später der Innenminister Peter Arkadjewitsch Stolypin, dessen Ermordung durch Rechtsradikale 1911 die Durchführung sozialer Reformen verhindern sollte. Die Werestschagins waren mit den Stolypins nicht nur mehrfach verwandt, sondern saßen auch auf dem Serednikowo nächstgelegenen Gute Iljinski. Kein Wunder, daß „Sascha“ das besondere Vertrauen ihres Veters „Mischa“ genoß und aufgeschlossene Zuhörerin und Leserin von dessen ersten Gedichten war. Sie erkannte früh den dichterischen Funken und die große Phantasiebegabung des Veters, beobachtete aber auch an ihm Erscheinungen, die ihr nicht gefielen: launische Wechselhaftigkeit und überhebliche Spottsucht, Maßlosigkeit, Drang zur Selbstbetäubung, ja Selbsterstörung waren die Schattenseiten des Lermontow'schen Genius-Dämons.

Trotz bestechender Talente (er zeichnete und malte, vor allem seine Landschaften sind groß empfunden – musizierte daneben auch) und frühen Ruhms als Schriftsteller stieß Lermontow bald überall an. Als Literaturstudent in Moskau befandete und ver-

ulkte er die zopfigen Ansichten seiner Dozenten über Poesie und Ästhetik und nahm an einem von seinen Kommilitonen inszenierten Krawall recht aktiv teil. Die ihn vergötternde Großmutter mußte ihre Beziehungen zum Polizeipräsidenten Grafen von Bendorff einsetzen, um den Enkel vor entehrenden Strafen zu bewahren. Sie übersiedelte mit ihm nach Petersburg; doch an der dortigen Universität hätte er sein Studium neu beginnen müssen – das war ihm zu langweilig, und er wurde nun Soldat, zunächst Fahnenjunker in der Gardekavallerieschule.

Damals, 1832, schrieb die beunruhigte Cousine „Sascha“ an ihn: „Unglücklicherweise kenne ich Dich zu gut, um ruhig zu sein; ich weiß, daß Du fähig bist, Dir beim ersten Anlaß und für die erste Dummheit den Hals abzuschneiden – pfui, ist das eine Schande! Du wirst nie glücklich sein mit diesem schlimmen Charakter.“ Doch Mischa war kein schlechter Soldat und wurde 1834 Kornett beim Leibgarde-Husarenregiment in der kaiserlichen Sommerresidenz Zarskoje Selo. Sein Name begann durch Veröffentlichungen von Gedichten und Erzählungen bekannt zu werden, und Liebesabenteuer verkürzten ihm den langweiligen Dienst.

Zwei Ereignisse im Jahre 1837 waren jedoch für seine weitere Entwicklung verhängnisvoll. Das eine war der Tod des von ihm heiß verehrten Puschkin in einem von seinen Feinden provozierten Duell; Lermontow verherrlichte seinen Tod in einem Gedicht, das von seinen Vorgesetzten als „Aufruhr zur Revolution“ aufgefaßt wurde, denn es enthielt scharfe Sozialkritik, Angriffe auf die bevorrechtigte Stellung der Bojarenfamilien, des Land- und Hofadels. Er wurde zur Strafe „an die Front“, nämlich in das im Kaukasus stationierte Nishni-Nowgoroder Dragonerregiment versetzt, wobei der Großmutter Einfluß wieder Schlimmeres, die Degradierung zum Gemeinen, verhütet hatte. Das andere Ereignis aber war die Vermählung der Jugendgefährtin Sascha, und damit der Verlust eines der wenigen, vielleicht des einzigen Menschen, der ihn verstand. Denn ungeachtet einer gewissen gesellschaftlichen Gewandtheit war Lermontow „kontaktarm“, überempfindlich, bisweilen unliebenswürdig; sein Äußeres trug wenig gewinnende Züge. Er bedurfte der Aufmunterung und Bestätigung, die ihm seine Cousine immer wieder zukommen ließ. „Mein lieber Michail, ich beunruhige mich nicht wegen Deiner Zukunft, eines Tages wirst Du ein großer Mann sein“, hatte ihm Alexandrina 1835 geschrieben und ihn ermahnt, auch sein musi-

kalisches und zeichnerisches Talent zu nutzen, wozu er jetzt als Soldat mehr Zeit habe als zuvor. Aus Furcht, daß sie merke, „daß er ihrer Freundschaft nicht mehr würdig sei“, hatte ihr Lermontow seit jener Zeit nur noch selten, dann freilich recht ausführlich geschrieben, ihr dabei auch mit einer Mischung von Zerknirschtheit und Prahlerei seine Abenteuer gebeichtet („Jetzt schreibe ich keine Romane, sondern lebe sie“). Und ebenfalls mit gemischten Gefühlen mag er die „Ballada“ zur Verlobung Saschas verfaßt haben, in der „Baron Jugelski“ seinen Diener, der an der Standhaftigkeit der fernen Braut zweifelt („Ist sie nicht ein Mädchen? Sollen wir denken, sie allein sei treu, dort im Norden?“) belehrt: „Hör zu – bei Frauen im Norden stimmen ihre Schwüre und ihre Seele überein! Dort sind die Mädchen treu, die Frauen beständig – dort gibt’s ein Leben voller Treue . . . die betrügt mich nicht – ihr traue ich wie einem ewigen Stern“ (Album der A. Hügel-W.).

Romane und Abenteuer zu erleben, dazu war ihm nun im Kaukasus Gelegenheit geboten, wo die Russen mit aufständischen Bergstämmen im Kleinkrieg lagen. Tiflis, die Märchenstadt aus Tausendundeiner Nacht, beflügelte die Phantasie des Dichters. Er bestand die „Frontbewährung“ und Saschas Befürchtung, das Soldatenleben werde ihn bald langweilen, schien sich nicht zu bewahrheiten. Er wurde nach Nowgorod und bald danach, wieder auf Verwendung der „Babuschka“, nach Petersburg zurückversetzt. Doch sein „Dämon“ ließ ihn die gewährte Gnade wieder verscherzen. Nach einem Duell mit dem Sohn des französischen Gesandten wurde er, inzwischen Leutnant, wieder zu einem Linienregiment im Kaukasus versetzt. Wieder nahm er rühmlichen Anteil an den hartnäckigen Berg- und Buschkämpfen mit den Tschetschenen und Osseten. Ein letzter Urlaub in der Heimat bedeutete den endgültigen Abschied von der Großmutter. Es war ihm bewußt geworden, daß seiner militärischen Laufbahn wie auch seiner Anerkennung als Dichter unüberwindliche Hemmnisse entgegenstanden. In einem Gedicht aus jener Zeit dankt er seinem Schöpfer für alles Genossene, Freud und Leid, bittet aber zugleich, nicht mehr lange dafür danken zu müssen. Mehrmals hatte er sich die Gunst der Mächtigen verscherzt; den hohen Würdenträgern zu Petersburg galt er als Hitzkopf und Revolutionär, und sicher verheimlichte man ihm nicht das „allerhöchste“ Urteil des Zaren Nikolaus I. über seinen Roman: „Ein Held unsrer Zeit“: der Inhalt spreche allen sittlichen Begriffen Hohn.



Michail Jurjewitsch Lermontow in der Uniform der Leibgarde des Grodnenski-Regiments 1838
Staatl. Literaturmuseum Moskau, Öl, Künstler unbekannt

Eines seiner Gedichte beginnt:

„O greiser Kaukasus, wie bist du schön!
Altären gleich sind deine steilen Höh'n
Wenn abends fernher Wolken zu dir fliegen,
Bald, blauem Dampfe gleich, dich sanft umschmiegen.
Bald grauenvoll wie Gespenster sich erheben . . .

An einem dieser „Altäre“ sollte er nun fallen – als Opfer seiner ungezügelter Leidenschaften. Der „Held unsrer Zeit“, Petschorin, fällt im Duell, und visionär hat Lermontow damit sein eigenes Schicksal vorausgesagt. Denn unter fast haargenau denselben Umständen kam am 15. Juli 1841 sein Duell mit dem Major Martinow zustande, dem er die Verlobte hatte abspenstig machen wollen. Die Großmutter folgte ihm bald im Tode.

Man ist versucht, auf Lermontow Goethes bekanntes Wort anzuwenden, das einem anderen verfehlten Dichterleben gegolten hat: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann sein Leben wie sein Dichten.“ Doch sein Werk zerrann nicht; seine Gedichte, der „Dämon“ und der „Held unsrer Zeit“ fanden

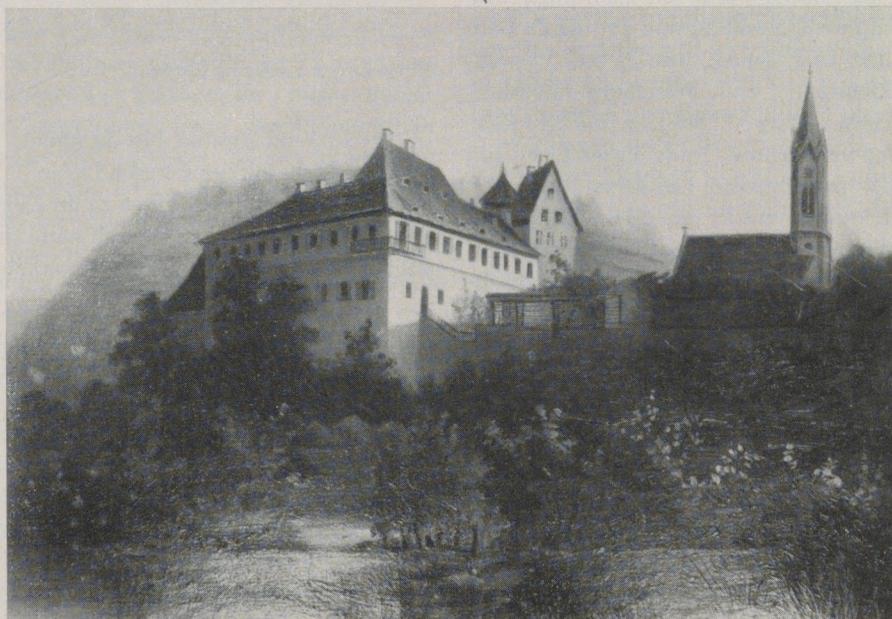
jetzt erst Anerkennung und Bewunderung; zahlreiche Neuauflagen nach seinem Tod und Übersetzungen in viele fremde Sprachen bezeugen dies. Wie die Cousine, nun Gattin des württembergischen Gesandten in London, die Nachricht von seinem Tode aufnahm, wissen wir nicht; nur daß sie fernerhin die treue Hüterin seines Andenkens blieb, so wie sie zuvor der gute Genius des jungen Dichters gewesen war. Eine andere Verwandte, die Lermontow nahestand, Warja Bachmetew geborene Lopuchin – („Wende Dich an sie, wenn's Dir schwer ums Herz wird!“, hatte Sascha ihm 1837 mit der Nachricht von ihrer Verheiratung geschrieben), hatte schon 1839 auf der Durchreise in Baden-Baden in der Befürchtung, sie erweckten die Eifersucht ihres Gatten, ihr Handschriften, Gemälde und Skizzen Lermontows übergeben. Einige dieser Stücke befinden sich heute noch im Besitz der Nachkommen, andere gingen in fremde Hände über.

Am 2. Januar 1873 verstarb Alexandrine von Hügel, drei Jahre nach ihrem Manne, der zuletzt (1855–64) württembergischer Außenminister gewesen war. Ihr und ihrer Tochter Gräfin Alexandrine von Berol-

dingen (1843–1903) bewahrten die Bewohner von Hochberg am Neckar, wo das alte Schloß der Notthaffe Hügel'scher Landsitz war und das Andenken der Familie noch in Stiftungen fortlebt, dankbare Erinnerung.

Quellen und Literatur:

Poesie-Alben und Einzelstücke aus dem Nachlaß der Alexandrine Frfr. v. Hügel geb. Werestschagin. – Tagebuch ihrer Tochter Elisabeth Frfr. v. Koenig-Warthausen (1838–1894) – beide im Besitz des Verf. – M. J. Lermontow, *Polnoje sobranije socinenij*, Tom V., „Academia“, Moskva-Leningrad 1937 (darin Briefwechsel Lermontows mit Alexandrine W.). – „Literaturnoje Nasledstvo“ 45–46, M. Ju. Lermontow, II. Moskva, 1948 (insbes. S. 676). Darin Angaben über die verwandtschaftlichen Beziehungen der gen. Familien und Briefe des Ehepaars Filosofov-Stolypin; General Aleksej Illaronowitsch Filosofov besorgte 1856 die deutsche Erstausgabe des „Dämon“. – Für Hinweise auf die gen. Literatur, Übersetzungen daraus und weitere Einzelheiten danke ich den Herren Prof. Dr. Dr. Ludolf Müller, Slavisches Seminar der Universität Tübingen, Prof. Andronikow in Moskau und Fr. Dr. Neander, Tübingen. – Verwiesen sei auch auf den Roman von Arthur Luther „Der Dämon“, Staufen-Verlag Köln-Krefeld 1949, dessen biographische Angaben betr. Lermontow auf zuverlässigen Forschungen beruhen.



Schloß Hochberg am Neckar
nach einem Ölgemälde von Elisabeth von Hügel, um 1860. Schloß Warthausen

Stuttgarter Erinnerungen

Von Robert Gradmann †

Im Jahre der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Robert Gradmann haben neben der geographischen Wissenschaft auch die Heimatfreunde im Lande Anlaß genug, dieses Mannes dankbar zu gedenken, denn die Erforschung und Darstellung seiner Heimat ist stets ein Herzensanliegen dieses großen schwäbischen Gelehrten gewesen. Im Jahre 1939 ist er denn auch zum Ehrenmitglied des „Schwäbischen Heimatbundes“ ernannt worden.

Obwohl in Lauffen a. N. geboren, hat Gradmann Stuttgart, wo er vom vierten Lebensjahre an seine Jugend verbrachte, immer als seine eigentliche Heimatstadt angesehen. „Mir ist es die geliebte Vaterstadt geworden“, heißt es in seinen Lebenserinnerungen, „die ich mitsamt ihrer herrlichen Umgebung ans Herz geschlossen habe, der ich unendlich viel verdanke und meine Anhänglichkeit zeitlebens bewahrt habe.“

Im Alter (1948) hat er Stuttgart eine literarische Würdigung gewidmet, von der jedoch nur der rein geographische Inhalt posthum zum Druck gekommen ist (Stuttgarts Stadtbild, Lage und Landschaft, Berichte zur Deutschen Landeskunde, 17. Bd., 1956, S. 193–205). Wir nehmen gern den Anlaß des Gedenkjahres wahr, unseren Lesern die übrigen Teile darzubieten, in denen der Verfasser im Rückblick vor allem Züge des Stadtbilds der siebziger Jahre wieder lebendig werden läßt.

Das Manuskript wurde von Prof. Dr. K. H. Schröder, Tübingen, dem Betreuer des wissenschaftlichen Nachlasses von Robert Gradmann, im Einvernehmen mit dessen Sohn Dr. H. Gradmann zur Verfügung gestellt.

Manches ist aus dem Stadtbild verschwunden, was viele unter den jetzt Lebenden noch gesehen und seinerzeit unter die unveräußerlichen Eigentümlichkeiten Stuttgarts gezählt haben. Der Rebengürtel rings um die Stadt ist noch schmaler und lückenhafter geworden; das lustige Knallen der Pistolen und Schwärmer bei den Herbstfeiern ist verstummt. Man sieht auch nicht mehr die Bauernfrauen frühmorgens von Feuerbach, von Botnang und dem Bopser durch die Weinberge herabsteigen, die Milchkannen in anmutig-antiker Weise auf dem Haupte tragend, um sie in die Stuttgarter Häuser zu bringen.

In der Stadt hat man ganze Häuserviertel niedergelegt, um für das neue Rathaus Platz zu schaffen, ein stolzes Gebäude, das sich aber in seine Umgebung so gar nicht fügen will. Andere altertümliche Wohnviertel mußten riesigen Warenhäusern weichen. Verschwunden sind so bezeichnende Bauwerke wie die Legionskaserne, die schlichten Arkaden des „großen Bazars“, das Gymnasium illustre. Schade ist es auch um den alten Bahnhof. Er lag für die Reisenden äußerst bequem, mitten in der Stadt, nahe beim Königsbau, und zwar in der Straßenfront, so

daß der ankommende Fremde, wenn er aus der festlich gestimmten Empfangshalle heraustrat, nicht erst eine gefährliche Verkehrsstraße zu queren brauchte und sofort den glänzendsten Eindruck empfing von der schmucken Residenzstadt. Verschwunden sind auch so manche traulichen Plätze mitten in der Stadt und an deren Rändern. Das waren einst die schönsten Kinderspielplätze. Und sie werden durch die eigens hergerichteten umschrankten Sportplätze in keiner Weise ersetzt; diese bieten namentlich keine Gelegenheit zu Phantasiespielen, die doch der Kinder höchste Lust sind.

Ganz aus dem Stadtbild verschwunden ist das fließende Wasser. Das war freilich von jeher eine schwache Seite. Der arme Nesenbach, bei Kaltental noch ein klares Bächlein, muß sich aus der für ihn viel zu großen Stadt so viel schmutziges Abwasser aufladen lassen, daß ihn schon im Jahr 1500 Ladislaus Suntheim mit dem Namen „Wälz-im-Dreck“ beehrte. Jetzt verbirgt er sich schamhaft unter dem Boden und kommt erst neben den unteren Anlagen wieder zum Vorschein. In den siebziger Jahren war das noch anders; da floß er streckenweise noch offen durch die Gerber- und Bachstraße; es gab auch noch Gerbereien dort; man konnte neben dem offenen Nesenbach sogar im Freien sitzen und „frische Luft“ genießen. Ähnlich war es mit dem Vogelsangbach, der einst die zwei großen Weiher speiste, und dem waldumgebenen kleinen Vogelsangsee, wo sich Lenau zu seinen „Schilfliedern“ begeisterte. Dem Tobelbach entlang stieg man im „romantischen Täle“ vom Bopserbrünnele zwischen idyllischen Baum- und Beereingärten zum Bopserwald hinauf. Alles überbaut!

Die gründlichste Umwälzung hat das Straßenleben erfahren durch den Siegeszug der modernen Erfindungen. Daß sie uns viele Annehmlichkeiten gebracht haben, leugnet niemand, aber auch nicht, daß die Menschheit heute glücklicher wäre, wenn es z. B. kein Flugzeug gäbe: Ihre Kehrseite hat jede, und in das Straßenleben haben sie jedenfalls entsetzlich viel Lärm und Unruhe gebracht, und spätere Geschlechter werden sich wundern über die Unkultur, die heute kaltschnäuzig Tausende unschuldiger Menschenkinder dem Moloch der Verkehrsgeschwindigkeit opfert und auch noch behauptet, das müsse so sein. Doch davon wollen wir nicht reden; das ist

in allen Großstädten das gleiche; nur von besonderen Charakterzügen Stuttgarts soll hier die Rede sein.

Wie es in Stuttgarts Straßen um das Jahr 1870 aussah, davon mag die *Königstraße* ein Stimmungsbild geben. Das war damals noch nicht die reine Geschäfts- und Großverkehrsstraße wie heute, eher eine vornehme Promenadenstraße. Fast nur gutgekleidete Leute bewegten sich auf den Gehwegen, gemessenen Schrittes, ohne unanständige Eile. Die feinsten Läden gab es schon damals hier, nur noch nicht mit den Riesenschaufenstern; die kamen jetzt erst auf. Aber es war zugleich das begehrteste Wohnviertel, wo auch Minister und Millionäre sich wohlfühlten. Die brave Pferdebahn z. B. wurde schon nicht geduldet; sie mußte den Umweg durch die Calwer Straße machen, so sauer ihr das Bergsteigen fiel. Die elektrische Straßenbahn, die doch schwerbeladen die steilsten Höhen stürmt, fährt jetzt wie selbstverständlich zweigleisig durch die Königstraße und macht den still-vornehmen Platz vor dem Königsbau zu einem geräuschvollen und nur unter Lebensgefahr zu überschreitenden Hauptverkehrsknoten.

Damals zog täglich Punkt 12 Uhr die „Parade“ auf, die Ablösung der königlichen Schloßwache, mit klingendem Spiel, begleitet zu beiden Seiten von einer fröhlichen Menschenmenge. Es war jedesmal ein festliches Ereignis. Auf dem Schloßplatz schwenkte dann die Regimentskapelle ab und gab hier noch ein kleines Konzert, während Herren und Damen der „guten“ Gesellschaft sich plaudernd vor dem Schloß auf und ab bewegten und der königliche Stallmeister, stets ein Herr von Adel, in einer Querallee eines der edlen Leibpferde im Traversgalopp tummelte.

Es gab keinen Festzug, der sich nicht durch die Königstraße bewegt hätte, meist „historische“ Festzüge, Turner- und Sängereisen, im Jahr 1875 das große Schützenfest, an dem alle deutschen Stämme teilnahmen, am meisten bejubelt die Schweizer, die sich mit Alpenrosen, die Österreicher, die sich mit Edelweiß geschmückt hatten. Am schönsten war aber doch der Einzug der eichenlaubbekränzten siegreichen Truppen 1871 und das darauffolgende großartige Friedensfest unter Teilnahme aller Behörden, Vereine, Zünfte und Schulen, am Schluß die unterste Gymnasialklasse, auf ihrer Standarte die Aufschrift:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein!
Wir Kleinen kommen hintendrein.“

Die „Wacht am Rhein“, die hörte man damals fast

ununterbrochen Tag und Nacht. Auch sonst sind uns Alten manche Erinnerungen aus dem großen Jahr geblieben, ernste und heitere: Die Soldaten-Leichenzüge, die im Trauermarschtempo mit einer eigentümlichen, unvergeßlichen Trommelweise zum Fangelsbachfriedhof zogen, wo der Tote mit einer Salve geehrt wurde. Die Begleitmannschaft kehrte dann unter den Klängen eines frischen Militärmarsches wieder zurück; dann die kriegsgefangenen französischen Offiziere, die in jener humanen Zeit gegen Ehrenwort frei und vergnügt in der Stadt umhergehen durften, nebst Turkos und Zuaven; dann ein Original, der „Papp-Jean“, der die Extrablätter mit den Siegesnachrichten ausbot und an die Mauern klebte; auf dem Cannstatter Volksfest trat er auch als Bänkelsänger auf, mit selbstgemalten Moritaten; auch die Feldgendarmen mit ihren riesigen Bärenmützen waren noch zu sehen und vor allem die schwarzroten und schwarzrotgoldenen Flaggen, die fast ohne Unterbrechung die Bürgerhäuser schmückten. Wir Alten bemitleiden jeden, der dieses unverlierbare Glück nicht miterleben durfte. Zum Stadtbild gehörte auch das Viergespann, in dem die stolze Königin Olga, eine russische Prinzessin, durch die Stuttgarter Straßen fuhr, überall ehrfurchtsvoll begrüßt und huldreich dankend.

Als bemerkenswerte Eigentümlichkeit von Stuttgart pflegten frühere Besucher die kleinen gemütlichen Weinkneipen der Altstadt zu rühmen, wo sich würdige Bürger des Abends um den Stammtisch versammelten, wie es sich für eine Weingärtnerstadt geziemt; besonders beliebt waren die „Bäckerwirtschaften“. Noch weit zahlreicher und ebenso bezeichnend waren die öffentlichen Gärten (ähnlich den Münchner „Kellern“), große und kleine, die durch die ganze Stadt und über die umgebenden Höhen zerstreut waren. Hierher flüchtete man sich mit Weib und Kind in den schwülen Stuttgarter Sommernächten. Vorzügliche Militärkapellen konzertierten namentlich in den vornehmen Vereinsgärten, wobei es an Zaungästen nicht fehlte. Bei der Heimkehr von der Schillerhöhe oder vom Hasenberg konnte man dann das mitternächtliche Silberglöckle vom Stiftskirchenturm noch hören und das „Lichtermeer“ drunten im Tal bewundern – falls nicht gerade Vollmond war und deshalb die Gasbeleuchtung unterblieb.

Ein Kinderparadies war „Nills Tiergarten“ am Herdweg. Er hatte die übelriechenden großen Raubtiere beim „Affenwerner“ in der Sophienstraße abgelöst und verstand es meisterhaft, Kinderherzen zu be-

glücken mit seinen geschickt untergebrachten lustigen Äffchen, Bären und sanften Rehen, die man alle füttern durfte; auch der Wolf aus dem Märchen durfte nicht fehlen. Versunkene Gärten! Ob die alte Stuttgarter Volksgewohnheit wohl durch die modernen Allerweltsvergnügungen, Kino und Sport, zurückgedrängt wurde? Oder ob man für den allzu kostbar gewordenen Platz rentablere Verwendung gefunden hat? Wahrscheinlich hat beides zusammen gewirkt.

Die Änderung der Geschmacksrichtung macht sich besonders auch in der Nachbarschaft fühlbar. Schulfrage: „Wohin geht jeder gute Christ am Sonntag?“ Antwort: „Nach Cannstatt.“ So war's in der Tat einmal. Für den Stuttgarter Bürger gab es sonntagnachmittags kein beliebteres Vergnügen als den Gang durch die schattigen „Anlagen“ nach der benachbarten Bäderstadt. Denn das war Cannstatt damals noch, viel mehr als heute, wo es offiziell „Bad

Cannstatt“ oder gar „Stuttgart-Bad Cannstatt“ heißt. Die Cannstatter wie auch Berger Sauerwasserquellen wurden von Kurgästen aus dem ganzen Land fleißig aufgesucht. Es gab eine ganze Anzahl feiner Hotels und jedes hatte seinen großen Garten, worin die Kurkapelle, öfters auch eine Militärkapelle musizierte, zeitweise gab es sogar mehrere Sommertheater. Und sonntags war von Stuttgartern alles überfüllt. Die erfrischenden Sauerwasserbäder sind auch jetzt noch überaus beliebt, aber der übrige Betrieb ist stark zurückgegangen. Cannstatt macht jetzt, namentlich in seinen Außenbezirken, eher den Eindruck der großen Industriestadt, fast mehr als Stuttgart selbst.

Und das „Cannstatter Volksfest“? Es gilt als etwas echt Schwäbisches und war es vielleicht früher, solange es noch als „Landwirtschaftliches Hauptfest“ aufgezogen war mit landwirtschaftlichen Ausstellungen, Preisverteilungen und Bauernrennen . . .

Wie man in der alten Reichsstadt Reutlingen Feste feierte

Eine Studie von Hermann Mall

Die Bürger der alten Freien Reichsstadt Reutlingen haben immer gerne Feste gefeiert. Zur entsprechenden Ausgestaltung derselben benötigte man die Musik. Ob es nun galt, Fürstenbesuche zu empfangen, Zunftfeste zu feiern, Volksbräuche zu erleben, wie z. B. den Mutscheltag, den Schiedweckentag und besonders die Fastnacht, überall fand man Gelegenheit, um sich im Wirtshaus an Spiel, Tanz und Gesang zu ergötzen. Der nötige Wein war vorhanden, Reutlingen lag an der Weinstraße Straßburg-Ulm und baute schon seit den ältesten Zeiten selbst Wein. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Einfluß des Rates der Stadt bis hinein in die Ausführungen der Familienfeste reichte. Bereits im 15. Jahrh. gab es ein Statut, welches die äußere Aufmachung der Hochzeiten regelte und genau bestimmte, wieviel Gäste geladen werden durften, wieviel Geigen, Pfeifen und „Trommen“ zum Tanz aufspielen durften. Die Übertretung der Verordnungen wurde durch strenge Strafen geahndet.

Am obrigkeitlich genehmigten Tanz, der meist auf dem Schützenhaus oder auf der Tanzlaube des Rathauses oder im Rebental (ein auf der Südseite des neuen Spitals zu ebener Erde gelegener Saal gegen den Kanzleiplatz – jetzige Aula des Gymnasiums –) abgehalten wurde, durften in manchen Zeiten nur die allernächsten Angehörigen teilnehmen. Einige Auszüge aus den noch vorhandenen Ratsprotokollen sollen dies beweisen. In einem Ratsproto-

koll v. 2. August 1572 heißt es: „Schultheiß Zaininger begehrt zu wissen, welchermassen er sich halten solle mit des Ladens (Einladen der Gäste) und Spielleuten. Zu seines Sohnes Hochzeit seien ihm 8 Tisch und 1 Geigen und Pfeifen zum Spielen erlaubt.“

Ein Ratsprotokoll vom 24. April 1573 berichtet: „Alle Hochzeiten abgeschafft, also daß niemand weiter denn allein Vater und Mutter und Geschwister laden, auch alle Spiel und Däntz dabei, an Straf 10 fl (Gulden) ohnnachlässig zu bezahlen, abgeschafft sein sollen.“

Ratsprotokoll 9. Juni 1575: „Den Weingärtnern das Rebenmännlein umzutragen, abgeschlagen, aber ein Mahlzeit oder Zech samt eines züchtigen Tanz ihnen erlaubt.“

Ähnliche Verordnungen aus den Ratsprotokollen ließen sich noch viele nachweisen. Die Folgen dieser strengen Verordnungen waren, daß der weite Kreis der Verwandten eben verbotenerweise auf offenen Plätzen, in heimlichen Winkeln und Scheunen seine „Freibälle“ veranstaltete. So wird berichtet, daß schon 1578 alle Sonntag abend verbotene Tänze abgehalten wurden, obschon die verordneten Stadtknechte als Polizeiorgane rechtlich darüber wachten und keinen schonten, den sie erwischen konnten. Diese verbotenen Tänze endeten dann meist damit, daß die Spielleute gefangen gesetzt wurden. Eine beliebte Gelegenheit für verbotene Tänze waren auch die „Lichtkärze“, wo die Menschen in Privathäusern zu

sammenkamen und sich an langen Winterabenden bei Spiel und Tanz vergnügten. Wegen der Ausschreitungen, die dabei vorkamen, wurden diese am Ende des 16. Jh. ganz verboten. Ein Ratsprotokoll vom 5. Januar 1575 ordnet derhalben an: „Die Stuben-Nachtkärz, an Straf 5 Pfund Heller, wie auch die unordentlich Tänz außerhalb der ehelichen Hochzeiten verboten und sollen die Ratsfreund nachts umgehen und ihre Achtung darauf geben.“

Zu besonders beliebten Lustbarkeiten gaben die Fastnachtsfeiern Anlaß. 1573 sollte die „Unfuor“ der Fastnacht abgeschafft werden, allein ohne großen Erfolg, denn aus späteren Berichten entnehmen wir, daß die Zünfte, vor allem die Metzger und Gerber, zu Fastnacht allerlei Kurzweil getrieben haben (Fahenschwingen – Tanzveranstaltungen).

Wer waren die Musikanten?

In den Stadtrechnungen treten bei den „Ausgaben“ regelmäßig die „bleser“ auf, meist „Speylleytte“ genannt. Daraus ist zu schließen, daß es sich um festangestellte Stadtbläser gehandelt hat, die für ihre Musikdienste von der Stadt bezahlt wurden. Es waren dies Handwerker, die nebenberuflich diesen Dienst versahen, und an Aufgaben für sie fehlte es nicht. Wie viele es waren und auf welche Instrumente sie sich verteilten, ist aus den Akten nicht festzustellen. Aus den Einträgen der Stadtrechnungen können wir bei den Ausgaben nach Michaeli 1589/1590 ersehen, daß es sich um 6 Stadtmusikanten handelte. Der Eintrag lautet: „4 Pfund 4 ß (Schilling) geben den 6 Spylleytten.“ Der Eintrag von Michaeli 1576/77 berichtet etwas über die Art der Bläser. Es heißt dort: „2 Pfund 16 ß zweien drumenschlach und 2 Pfeiffer“ (Eintrag v. 16. Juni 1577).

Als Angestellte der Stadt standen die Spielleute unter scharfer Kontrolle. Wenn sie ihre Vorschriften nicht genau einhielten, wurden sie streng bestraft. Solche Vergehen waren z. B. unerlaubtes Spiel bei Hochzeiten, denen laut amtlicher Verfügung kein Spiel „vergundet“ war, oder das Spielen bei unerlaubten Tänzen.

Unter diesen Spielleuten spielt der Turmbläser auf dem „Wendelstein“ (Turm der Marienkirche) eine besondere Rolle. Er erhielt seinen Lohn jede Woche ausbezahlt. In den Stadtrechnungen steht unter den wöchentlichen Ausgaben: „Dem Bleser geben.“

Als er einmal erkrankte, heißt es: „Dieweil er krank und die Wacht verlassen muß, ist wöchentlich ein Pfund (240 Heller) zum Lohn geordnet worden und also dem hinvorigen Lohn noch 4 ß (Schilling) zugesetzt“ wahrscheinlich deshalb, damit er seine Arzt- und Apothekenrechnung bezahlen konnte.

Der Einfluß der Kriegsgeschehnisse, besonders des 30-jährigen Krieges, machte sich in steigendem Maße auch im bürgerlichen Leben bemerkbar. Die Ausschreitungen auf allen Gebieten wuchsen, trotz der Strenge, mit welcher der Rat sie zu bekämpfen suchte. Das Strafregister der Ratsprotokolle redet eine deutliche Sprache.

Je strenger die Verbote wurden, desto mehr häufen sich die Gesetzesübertretungen. Zu Beginn des Krieges gestattet der Rat bei Festlichkeiten noch Tanz und Musik, später aber nicht mehr. So berichtet ein Ratsprotokoll vom 7. Juli 1624, daß die jungen Weingärtner anhalten „ihnen einen Tanz zu vergonnen“. Dies wird genehmigt, hingegen sollen die „Winkeltänz“ abgeschafft werden.

Trotz der strengen Beaufsichtigung durch die Stadtknechte ließen sich die verbotenen Tänze nicht ausrotten und zwar hatten sie ihren besten Nährboden darin, daß sich manche Stadtbläser noch auf illegale Weise einen Verdienst zu verschaffen suchten. Dazu kamen noch die „wilden Musikanten“, also solche, die nicht zur „Zunft“ gehörten – ein Unwesen, das im 17. Jahrhundert mehr und mehr überhand nahm.

Vom Jahr 1625 an häufen sich die Überschreitungen der vom Rat erlassenen Bestimmungen über die Festlichkeiten in erschreckendem Maße. Vor allem die Metzger und Gerber scheinen sich nicht um die Ratsbestimmungen zu kümmern. Weil sie diese überschritten und „ein Mißbrauch daraus gemacht, soll jede Person 2 fl zur Straff erstatten“ so lesen wir in einem Ratsprotokoll vom 9. März 1625. Ebenso wird ein „Marquetanter“ aus Gomaringen, der trotz Verbot bei seiner Hochzeit tanzen ließ, am 3. 11. 1638 um 5 fl gestraft. Besonders vom Jahr 1638 an erläßt der Rat immer strengere Bestimmungen, steht aber trotzdem den Auswüchsen machtlos gegenüber. Er schreibt genau vor, wieviel Personen zur Hochzeit geladen werden dürfen, welche Mahlzeiten gestattet sind und die Spielleute dürfen am Abend nur bis zur „Torglockenzeit“ spielen und sollen sich hernach männiglich nach Hause begeben. Im Ratsprotokoll vom 12. Mai 1666 wird festgelegt: „Die Spihlleuth betreffend ist beschlossen, daß dieselbe Winterzeit bis 6 Uhr, Sommerszeit aber bis 7 Uhr und länger nicht aufspiehlen sollen.“

Eine besondere Gelegenheit zum Austoben waren die Fastnachtsveranstaltungen, die mit Spiel und Tanz und Mummenschanz vor sich gingen. Gegen sie mußte der Rat besonders einschreiten, nachdem er schon im Ratsprotokoll vom 28. Februar 1652 folgendes bestimmte: „Die Bürgersöhn und ledige Gesellen halten an, ihnen auf bevorstehende Fastnacht einen Tanz zu vergonden, so aber aus bewegenden Ursachen abgeschlagen worden.“ Eine ganz besonders geharnischte und ausgedehnte Verfügung existiert vom 20. Februar 1669, deren Abschluß einen Einblick gewährt in des Rates strenge Anschauung: „... , also hatt ein Ehrsamer undt wohlweißer Magistrat einhelliglich dahin beschlossen, daß auch in hießiger Stadt undt under hießiger Bürgerschaft das obengenante teuflische Fraßfest der Faßnacht, sambt allen, bißher übelgewohntem übermäßigem Essen und Trinckhen, dantzen undt springen, nebens allen darzue anreizendem saittenspihl, auch aller Mommenschantzerey und sonst bey verübter unzucht undt üppigkeit, bey ernstlichen ohnnachleßigen einsehen gantz abgeschafft undt eingestellt sein solle . . .“

Neue geologische Literatur für Württemberg

Württemberg war (ist?) das klassische Land der Geologie, in dem das Interesse an der Erdgeschichte und ihren Zeugnissen tief im Volk verwurzelt war. Das Verständnis vermittelten die geologischen Einführungen und „Wegweiser“ von Oscar Fraas, Engel und Hennig; die Bücher sind vergriffen, zudem z. T. durch neue Kenntnisse und Erkenntnisse überholt. So ist es sehr zu begrüßen, daß die beiden Stuttgarter Dozenten O. F. Geyer und M. P. Gwinner mit ihrer „Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg“ (E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Preis 35,60 DM) diesem längst schmerzlich empfundenen Mangel abgeholfen haben.

Freilich mußte durch Einbeziehung des badischen Landesteils (der hier nicht berücksichtigt wird) auch der württembergische Inhalt beschränkt werden. Der erste Hauptabschnitt des Bandes behandelt durchlaufend, nicht für Baden und Württemberg getrennt, die Schichtfolge des Raums vom Grundgebirge bis zum Pleistozän, der zweite Hauptabschnitt die Regionale Geologie der einzelnen Teillandschaften. Diese Gesamtgliederung erscheint recht glücklich. Zahlreiche Tabellen, Profile, Karten geben das wissenschaftliche Fundament. Kleine Kapitel sind den Lagerstätten, der Hydrogeologie, der Bodenkunde usw. gewidmet. In der Regionalen Geologie sind auch die geologischen Großprobleme des Landes (Ries, Steinheimer Becken, Alb-Vulkanismus usw.) sinnvoll untergebracht. Die gerade für Württemberg so bezeichnende Landschaftsgeschichte mit der Flußgeschichte kommt zu kurz weg (Georg Wagners bahnbrechende „Junge Krustenbewegungen“ sind nicht einmal im Literaturverzeichnis erwähnt).

Überhaupt sind die Abschnitte etwas ungleichwertig. Gegen den Jura – Hauptarbeitsgebiet der Verfasser – fällt z. B. der Keuper darstellungs- und inhaltsmäßig ab. Es fehlt hier auch manches. So etwa in der unkritischen Zusammenfassung des Fossilinhalts des Mittelkeupers die weltbekannte Saurierfauna aus dem Stubensandstein von Pfaffenhofen, die soeben sogar in der von Orlov herausgegebenen großen russischen Paläontologie fast vollständig abgebildet wurde. Der Simosaurus-Fund aus dem Grundgips von Obersontheim ist in jeder Hinsicht längst nicht so wichtig wie der verschwiegene Henodus-Fund aus dem obersten Gipskeuper von Tübingen-Lustnau. Der Muschelkalk-Ceratit Taf. 4 Fig. 2 ist ein *Acanthoc. compressus*, kein *Progonoc. pulcher*.

Wenn schon die Neuerscheinung „alle Freunde der Geologie“ ansprechen will (und das soll sie auch!), müßte die „Einführung“ etwas zugänglicher gemacht werden. Z. B. durch Hinweise im Text auf die Figuren der Tafeln und umgekehrt, durch Größenangaben auf den Tafeln 1 und 2 (ein über 2 m langer Saurier ist dort fast gleich groß wie eine Muschel). Vor allem sollten den vielen neuen Gattungsnamen grundsätzlich die alten Namen in Klammern beigelegt werden; der unbefangene Leser findet sonst keinen Anschluß an die ältere Literatur. Die Familienbezeichnung „Ichthyosaurus“ ist weder im Text noch im Inhaltsverzeichnis zu finden; die land- und weltbekannten Fische aus unserer Jurameers hätten wohl sogar eine Abbildung verdient. Eine geologische Übersichtskarte des behandelten süddeutschen Raums wäre erwünscht. Vielleicht können diese Anmerkungen in einer Neuauflage berücksichtigt werden; sie ändern nichts daran, daß wir den beiden Autoren für diese längst fällige, inhaltsreiche,

neuzzeitliche Geologie von Baden-Württemberg aufrichtig dankbar sein müssen.

Der im Spectrum-Verlag Stuttgart in der Buchreihe „Das Bild in Forschung und Lehre“ von den Landesbildstellen Baden und Württemberg herausgegebene Bildband „Lebendige Urwelt, Flora und Fauna der Vorzeit“ von Helmut Hölder und Hans Steinhorst (Vorwort von Th. Hornberger; Preis DM 28,50) bevorzugt ebenfalls den süddeutschen Raum und hat zudem seine Vorlagen zum größten Teil dem Tübinger Museum entnommen. Vielleicht wäre für die prachtvolle, großformatige Bilddokumentation der Titel „Steinerne Urkunden der Vorzeit“ angebracht gewesen; denn das Buch enthält, was zu begrüßen ist, nicht nur Bilder von Fossilien, sondern auch herrliche Farbaufnahmen typischer Aufschlüsse aus den verschiedenen Erdzeiten, Aufnahmen von den Lebensspuren, Totengemeinschaften, Schichtungsformen usw. Vor allem aber verhindert Hölders durchlaufender Text, der die Urkunden vor dem großen geologischen Hintergrund entziffert und lebendig macht, daß die abgebildeten Fossilien ihres Sinngehalts beraubt zu bloßen „Kunstwerken der Natur“ degradiert werden. Daß das nicht in trockener Weise, sondern ins Geistes- und Kulturgeschichtliche sowie Sprachliche hinausgreifend geschieht, war bei dem Autor zu erwarten. Im ganzen ergibt sich aus der Harmonie von Text und Bild eine anschauliche Einführung in das Deuten und Denken des Paläontologen, die auch dem Fernerstehenden den zauberhaften Reiz der Wissenschaft vom vergangenen Leben zu vermitteln vermag.

Die Aufnahmen von Hans Steinhorst sind hervorragend fotografiert, sachlich-schön, ohne daß die Fotografie zum Selbstzweck wird. Trotzdem erscheinen manche altbekannten Dinge buchstäblich in einem neuen Licht. Leider kann der Offsetdruck der ursprünglichen Brillanz der Steinhorstschen Aufnahmen nicht ganz gerecht werden.

Schließlich sei ihrer Bedeutung wegen noch eine spezialwissenschaftliche Veröffentlichung kurz erwähnt, die sich mit dem bekannten Hauptbausandstein des Neckarlandes, dem Schilfsandstein, befaßt und in diesem Raum ihren Schwerpunkt hat. Es ist die „Geologie des Schilfsandsteins“ des Tübingers Paul Wurster (Mitt. Geol. Staatsinstitut Hamburg 33, 1964, Textband und Atlas; Preis 30 DM). In Auswertung von Hunderten von Profilaufnahmen und Strömungsmessungen werden in einer großartigen Zusammenschau die bisherigen Vorstellungen der Bildungsgeschichte dieser „rätselhaftesten Stufe“ unseres Mittelkeupers umgedreht und die neuen Vorstellungen mit Karten belegt. Als Ganzes wird diese geniale Konzeption fortwirkend das in Wandlung befindliche Gesicht unseres Keupers mitbestimmen, auch wenn manche Folgerungen des Verfassers nicht gehalten werden können. O. Linck

Aus dem Schwabenland

G'schichtle aus'm Ländle von Willy Baur. Verlag Holzinger & Co., Hechingen, 1965. DM 4,80. – Wer dann und wann und hier und dort an einer Führung von Willy Baur teilnahm, freute sich vielleicht über ein heiteres „G'schichtle“, das die Situation viel besser beleuchtete als es lange theoretische Erörterungen zu tun vermocht hätten. Solche echt Baurischen G'schichtle, bei denen es viel über uns und unseresgleichen zu lachen und lächeln gibt, vereinigt das vorliegende Bändchen, das Dr. Eberhard Frank gut illustrierte.

Basilika Ottobeuren, herausgegeben von der Benediktinerabtei Ottobeuren, o. J., (1965). DM 22,-. Das anscheinliche Buch vereint 22 gute ganzseitige Farbtafeln

(Gebr. Metz, Tübingen) mit 5 Seiten Text von Willy Baur. Dem Verfasser kommt es darauf an, die Basilika weniger von der Seite der Form her zu verstehen als von Inhalt und Zweck, denen jene Form diene und dient. Ausgehend vom Grundgedanken des benediktinischen *ordo* schildert er das theologische Programm, das dem 1766 vollendeten Neubau zugrunde liegt, so daß dieser als künstlerisches „opus dei“ verstanden werden kann.

Meersburg, herausgegeben vom Verkehrsamt Meersburg, o. J. (1964). DM 2,50. Die kleine, mit 23 guten Farbtafeln (Gebr. Metz, Tübingen) ausgestattete Monographie gibt in 16 Textseiten zunächst eine „Universalgeschichte“ von Meersburg, wobei auf alle Äußerungen des politischen, künstlerischen und geistigen Lebens eingegangen wird, um dann in Form eines Rundgangs mit den Bau- und Kunstdenkmälern sowie den literarisch wissenschaftlichen Erinnerungsstätten bekanntzumachen. Da man den Verfasser zu nennen unterließ, sei er hier, mit ausdrücklicher Anerkennung seiner Leistung bedankt: Willy Baur.

Willy Baur, *Auf Wiedersehen in Hechingen*, Veitsburg-Verlag Ravensburg, o. J. (1963). DM 5,20. Ein liebenswürdiges Büchlein, das sich mit viel Humor zu einem Lokalpatriotismus bekennt, wie er nur entstehen kann, wenn durch sehr viel Vergleiche der Sinn für das Unvergleichliche, Eigene des Einheimischen geweckt wurde. Der Verfasser kann uns dieses Unvergleichliche und Eigene nahebringen, weil er es im einzelnen und ganzen kennt. Dabei wird die Proportion zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen nie verzerrt. Alles hat seinen gehörigen Platz: die Schilderung der natürlich landwirtschaftlichen Voraussetzungen, die Beschreibung des Aufbaus der Stadt, ihr Verständnis aus den geschichtlichen Kräften, die Betrachtung der Kunstwerke als Geschichtsdenkmale, die Würdigung des orpheischen Hechingen, die Erinnerung an besondere Persönlichkeiten des künstlerischen, wissenschaftlichen und politischen Lebens. Der Zollerberg gilt ein eigenes Kapitel; Streifzüge in die Umgebung führen zu Entfernterem, weniger Bekanntem. Aber das kleine Werk ist auch für den Geschriebenen, der das Hechingen von heute kennenlernen will, und zwar bis in Äußerungen des Hechinger Vereinslebens, zur Hohenzollerischen Heimatbücherei, dem Irma-West-Fest oder den Oelser Tagen. So stimmt der Leser am Schluß vergnügt in das Grußwort des Titels ein.

Johann Nepomuk Hauntinger, *Reise durch Schwaben und Bayern im Jahre 1784*, neu herausgegeben und eingeleitet von Gebhard Spahr OSB. Anton H. Konrad-Verlag o. J. (1964). DM 29,-. Der Reiz dieses Werkes besteht darin, daß viele Orte, die der Reisende von heute aufsucht – so Konstanz, die Mainau, Meersburg, Salem, Schussenried, Ochsenhausen, Ottobeuren, Neresheim, Königsbronn, Eldingen, Wiblingen, Obermarchtal, Zwielfalten, Weingarten und Weissenau – mit den Augen eines Mönches des 18. Jahrhunderts erblickt werden können. Das ergibt unerwartete kultur- und kunstgeschichtliche, aber auch volkskundliche Aufschlüsse, wobei im Hintergrund immer und überall die Geisteswelt der schwäbischen Klosterkultur des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu spüren ist. In diesem Sinne ist das Buch ein Quellenwerk ersten Ranges, das indessen nicht lehrhaft anmutet, sondern – als Reisebeschreibung – unterhält und fesselt. Hier wird nicht „gewürdigt“, sondern frischweg beschrieben, wobei gerade Einzelheiten wichtig sind. Nirgendwo gibt es eine packendere Schilderung der Eisenwerke von Königsbronn oder des Lustgartens von Rahlen bei Weissenau. Untergegangene Welten, die plötzlich wiedererstehen! Natürlich treten, bei der Beschreibung durch einen St. Galler Stiftsbibliothekar,

auch bibliothekarische Interessen hervor. Die unmittelbare Anschauung wird durch 12 Farbtafeln und 62 ganzseitige Tafel- und Textabbildungen nach seltenen zeitgenössischen Vorlagen erhöht. P. Gebhard Spahr verfaßte eine Einleitung und Anmerkungen, die einem bewußt machen, wie sehr viel mehr wir heute sowohl über die Reisenden als auch die von ihnen besuchten Stätten wissen als im Jahre der Erstveröffentlichung durch P. Gabriel Meier (1889). P. Spahr ist es zu verdanken, daß der Veröffentlichung ein bleibender wissenschaftlicher und wissenschaftsgeschichtlicher Wert zukommt. Dem Verlag gebührt hohes Lob, der ein solches, auch äußerlich ansehnliches, Werk zum genannten Preis herausbringt. *Ad. Schabl*

Kalender

Schwäbischer Heimatkalender 1966. In Verbindung mit dem Schwäbischen Heimatbund und dem Schwäbischen Albverein herausgegeben von Karl Götz. 77. Jahrgang, 1966. 128 Seiten. DM 1,80. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart. – Wiederum will der Schwäbische Heimatkalender den Heimatfreund durch das neue Jahr begleiten. Diesmal ist viel vom Wein die Rede: Dr. Brude schreibt über „Unseren Wein“, Otto Rombach berichtet vom „Weinregister von Bietigheim“, eine „Kleine schwäbische Weinkunde“ gibt Auskunft über unsere schwäbischen und fränkischen Weine, und Ernst Wintergerst erzählt „Wie die Ochsle-Weinwaage zu ihrem Namen kam“; außerdem enthält der Kalender „Allerlei heitere Stücklein vom schwäbischen Wein“. Weiter sind zu erwähnen die vielen bebilderten Erzählungen und Berichte von Helmut Paulus, Max Kibler, Rud. Schlauch, Angelika Bischoff-Luithlen, Wilhelm Kohlhaas und vielen anderen, Gedichte, Kalendergeschichten und auch wieder ein neues Preisausschreiben. Der Kalender ist bodenständig, warmherzig und von schwäbischem Humor durchsonnt! Er kann mit gutem Gewissen auch der heranwachsenden Jugend in die Hand gegeben werden.

Die *Bild-Kalender für Kunst- und Naturfreunde* aus dem Verlag Stähle & Friedel, Stuttgart, sind auch dieses Jahr wieder besonders gut gelungen. Der „*Blumenkalender 1966*“ (DM 4,80) läßt Wunder im Wachsen und Blühen der Natur lebendig werden. Auf 13 Kunstdruckblättern ist nach Aquarellen von Professor Dr. Otto Ludwig Kunz die grazile Anmut zarter, duftender Blütengebilde eingefangen. Interessant sind die botanischen Erläuterungen, die auf der Kartonrückwand aufgezeichnet sind. – Den „*Ski- und Bergkalender 1966*“ (DM 5,80) hat der erfahrene Kalendermacher Walter Pause eindrucksvoll gestaltet; er interpretiert seine Bildauswahl in überzeugender Ausdrucksform, beweist seine Bergerfahrung ebenso wie seine Lebensweisheit, und plaudert schließlich über Dinge, die alle interessieren, die die Bergwelt und ihren Zauber lieben. Seine treffliche Bildauswahl präsentiert er in 36 Tafeln und einem mehrfarbigen Titelblatt. – Der *Kunstkalender „Maler und Heimat 1966“* (DM 5,80) ist eine Kostbarkeit. Die Motive, mit den Augen der zeitgenössischen Künstler gesehen, sind von starker Ausdruckskraft. Das Titelbild „Fischerboote vor der Ausfahrt“ stammt vom Anton Lamprecht. Es folgen „Die Seine bei Paris“ (Paul Anderbouhr), „Vor der Hafenschenke“ (Leo Schobinger), „Stuttgarter Neues Schloß“ (Mares Schultz), „Fränkische Schweiz“ (Anton Leidl), „Danzig“ (Robert Bowyer), „Seeterrasse in Meersburg“ (Otto Pippel), „Bauerngarten am Chiemsee“ (Arnold Balwé), „Hafen von Dubrovnik“ (Hans Hahn-Seebruck), „Baden-Baden“ (Eduard Willmann), „Rennreiter“ (Otto Dill). Ergänzt werden die Bilder durch Kurzbiographien über die Künstler und ihr Schaffen. *K. W.*

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Veranstaltungen Januar bis März 1966

Die Ortsgruppen zeigen ihre Veranstaltungen durch eigene Veröffentlichungen an. Im folgenden werden die Stuttgarter Vorträge der Monate Januar bis März 1966 bekanntgegeben; wer sich für die Führungsreihe „Kunst und Künstler der Gegenwart“ gemeldet hat, wird von den einzelnen Unternehmungen durch Vervielfältigung verständigt. Die Vorträge finden durchweg in der Aula der Staatsbauschule (Kanzleistr. 29), 19.30 Uhr, statt.

Vom Reichtum und von der Armut unserer heimischen Pflanzenwelt

(mit Farblichtbildern)

Vortrag von Oberstudiendirektor Dr. Hans Scheerer

Freitag, 14. Januar, 19.30 Uhr, Aula der Staatsbauschule: Mitten im Winter sind wir eingeladen, an Hand ausgewählter Farbfotos eine Wanderung durch Wiesen, Wald und Feld zu machen, um uns an den Schönheiten und Besonderheiten der Flora unserer Heimat zu erfreuen. Ungetrübt wird diese Freude freilich nicht sein, denn der Vortragende, der selbst aktiv im Naturschutz tätig ist, kann an den schweren Problemen, die unsere wilde Flora bedrohen, nicht vorbeigehen.

D' Maistuww

(Lothringer Volkslied und Volkserzählung)

Vortrag von Frau Angelika Merkelbach-Pinck

Freitag, 18. Februar, 19.30 Uhr, Aula der Staatsbauschule: In letzter Stunde war es Pfarrer Dr. Louis Pinck und Frau A. Merkelbach-Pinck möglich, das alte Volkslied- und Erzählgut im deutschsprachigen Teile Lothringens zu sammeln. Wie die Sammlungen zustande kamen

und sich dieses alte Volksgut im westlichen Grenzland durch die Jahrhunderte erhielt, darüber gibt der Vortrag Aufschluß. Die Lothringer Volksliedersammlung ist die größte der deutschsprachigen Landschaften. Die Erzählgutsammlung umfaßt das Gebiet vom Fuße der Vogesen bis hinauf zur Luxemburger Grenze und ist, ohne jedwede Umstellung oder Beschönigung, im Wortlaut der Erzähler wiedergegeben. Besondere Beachtung verdienen die Märchen, die sich in diesem Grenzgebiet noch lebendig erhalten hatten und bei den abendlichen Zusammenkünften in den Maistuben erzählt wurden. Lied und Erzählung aber werden zusammengefaßt, weil sie in den Lothringer „Maistuww“ zusammengehörten, indem einer erzählte und der ganze Kreis an entsprechender Stelle mit dem passenden „Stolle“ einfiel. Frau Merkelbach-Pinck wird nach dem Vortrag gern „no e bissel do bliiwe, for ze maie“.

Alt-Stuttgart im Bild

(mit Lichtbildern)

Vortrag von Stadtamtmann Hermann Ziegler

Freitag, 18. März 1966, 19.30 Uhr, Aula der Staatsbauschule: An Hand eines verlässlichen Führenden wollen wir einen Gang durch Alt-Stuttgart machen. Eine untergegangene Welt wird dabei wiedererstanden und angeschaut werden, eine Welt, die viele von uns noch kennen oder zu kennen meinen, denn wir wollen uns nicht mit oberflächlichem Hinschauen begnügen, sondern nach den Kräften fragen, die sich im Bild von Alt-Stuttgart verkörperten. So wird dieser Abend gleichermaßen ein Abend der Erinnerung als auch der lebendigen Anschauung und gewissenhaften Unterrichtung sein.

Vorschau auf die Veranstaltungen im Sommerhalbjahr 1966

Das Verzeichnis der von Stuttgart aus durchgeführten Studien- und Lehrfahrten gelangt Mitte Februar an alle Mitglieder zum Versand, die im Jahre 1965 an diesen Fahrten teilnahmen; wer es zusätzlich wünscht, wird gebeten, dies die Geschäftsstelle wissen zu lassen. Außerdem wird das Verzeichnis in Heft 1/1966 der „Schwäbischen Heimat“ abgedruckt.

Vom 28. bis 30. Mai feiern wir wieder *Pfingsten in Ochsenhausen*. Zur Eröffnung spricht Prof. D. Dr. G. Merkle über die religions- und geistesgeschichtlichen Grundlagen des Barocks; die Studienfahrt des Pfingstmontags soll zu bisher weniger besuchten Kirchen des oberschwäbischen Barocks führen. Im Rahmen der Reihe „Wir stellen vor“ werden Werke von Kunstmaler Nikolaus Reute, gezeigt. Für den Abend des Pfingstsonntags ist eine kammermusikalische Stunde im Bibliotheksaal des ehem. Klosters vorgesehen. Eine genaue Anzeige bringt Heft 1/1966 der „Schwäbischen Heimat“.

Die *Ferienwoche* findet vom 23. bis 30. Juli in Beuron statt (Unterbringung in Beuron und Hausen i. T.). Sie gilt Land und Leuten, Kunst und Kultur um die Obere Donau und wird mehrere Studienfahrten und Wanderungen, Führungen und künstlerische Veranstaltungen bringen. Das Programm wird in Heft 1/1966 der „Schwäbischen Heimat“ veröffentlicht.

Die *Jahreshauptversammlung* wird mit dem Tag der deutschen Heimatpflege des Deutschen Heimatbundes vom 29. September bis 3. Oktober in Tübingen verbunden; sie beginnt wie üblich an einem Samstag, dem 1. Oktober, 15.00 Uhr, und endet am Sonntag, 2. Oktober, 18.00 Uhr. Sowohl für die Veranstaltungen des Samstags als auch die des Sonntags wird ein Omnibus-Zubringerdienst ab und nach Stuttgart eingerichtet. Näheres in Heft 2/1966 der „Schwäbischen Heimat“.

Eine Weihnachtsgabe

Haben Sie schon einmal daran gedacht, als Weihnachtsgabe eine Mitgliedschaft beim Schwäbischen Heimatbund, welche bekanntlich die Belieferung mit der „Schwäbischen Heimat“ einschließt, oder aber ein Abonnement dieser Zeitschrift zu schenken? Die Geschäftsstelle ist gerne bereit, Ihnen einen entsprechenden Gutschein auszustellen, den Sie auf den Weihnachtstisch legen können.

Einbanddecken 1965

Die Einbanddecken für Jahrgang 1965 der „Schwäbischen Heimat“ zu DM 2,-, zusätzlich Porto und Verpackung zu DM 1,-, können ab sofort bestellt werden; die Lieferung erfolgt im März 1966.

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM **Kunsthhaus**
Schaller STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

Robert Gradmann

Lebenserinnerungen

Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstags, herausgegeben von Karl Heinz Schröder. XII und 164 Seiten.
Leinen DM 14,80. Englisch broschiert DM 12,40

(= 1. Band der Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins Stuttgart LEBENDIGE VERGANGENHEIT, Zeugnisse und Erinnerungen)

In den Lebenserinnerungen Robert Gradmanns (1865–1950) entrollt sich das Bild eines keineswegs weltabgewandten Gelehrten, dessen Lebensweg vom Pfarrer über den Bibliothekar zum Ordinarius für Geographie führte und der fest in der reichen württembergischen Kultur-Tradition wurzelte.

Liebevolle Milieuschilderungen wechseln mit Bildern aus dem Stuttgart der siebziger Jahre und aus schwäbischen Kleinstädten, vom Leben im Maulbronner Seminar, im altberühmten Tübinger Stift, aus seinem Pfarrhaus und aus der Welt der Landesuniversität.



Verlag W. Kohlhammer Stuttgart

W Ü R T T E M B E R G I S C H E B A N K
S T U T T G A R T

Friedrichstraße 22 - Eberhardstraße 20

Filialen

GÖPPINGEN

NÜRTINGEN

REUTLINGEN

TÜBINGEN

ULM/DONAU



Seit nahezu 100 Jahren



Württembergische Hypothekenbank

7 Stuttgart 1, Postfach 770 · Büchsenstraße 28

Telefon 29 11 56 · Fernschreiber 07 22045

Zweigbüros

Berlin · Düsseldorf · Frankfurt/Main · Hamburg

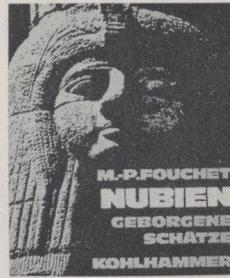
**Pfandbriefe
und Kommunalobligationen**
als hochverzinsliche Kapitalanlage

Langfristige Hypothekendarlehen
für den Wohnungsbau,
für Umschuldungen und Modernisierung
von Grundbesitz

Kommunaldarlehen
an öffentliche Körperschaften
zu günstigen Bedingungen



Max-Pol Fouchet



NUBIEN

Geborgene Schätze

Aus dem Französischen von Ursula Seyffarth. 271 Seiten. 18 Farbtafeln. 128 Schwarzweiß-Abbildungen. Format 20 x 23,5 cm. Leinen DM 39,-

Als Nasser beschloß, den Bau des neuen Assuan-Staudammes mit allem Nachdruck voranzutreiben, horchte die Welt erschreckt auf: Was würde mit den unschätzbaren Kunstwerken geschehen, die von der einstigen Größe Ägyptens zeugten? Schon einmal, um die Jahrhundertwende, stand man vor ähnlichen Problemen. Ägypten brauchte ein geregeltes Bewässerungssystem, um die ständig wachsende Bevölkerung durch Steigerung der Ernteerträge aus eigener Kraft ernähren zu können. Also blieb nichts übrig, als den Nil zu stauen und die fruchtbringenden Fluten gleichmäßig zu verteilen. Damals wagte man sich an die Errichtung des ersten Staudammes, dem eine der schönsten Tempelgruppen Nubiens zum Opfer fiel: Philae. Für neun Monate des Jahres tauchte sie im Wasser unter. Hatten Pessimisten schon darin die Vorboten eines allgemeinen kulturellen Zusammenbruchs erblickt, so kam die drohende Überflutung von Debod Kertassi, Taffa, Kalabscha, Bet el-Wali, Dakka, Gerf Hussein, Dendûr, Wadi es-Sebûa, Faras, Kasr Ibrim, Derr, Amada, Ellesyia, Mirgissa Buhen und Abu Simbel der Besiegelung dieses Schicksals gleich. Ein Empörungsschrei hallte durch die Welt.

Aber siehe da, ein Wunder geschah: Die Großmächte, deren Potential so oft nur für Mittel der Zerstörung eingesetzt wird, taten sich zusammen, um die Gefahr von diesem der ganzen Menschheit zum Ruhm reichenden Kulturgut abzuwenden. In einem geradezu aufregenden Wettlauf mit dem Wachsen des Sadd el-Aali werden die bedrohten Kunstwerke in Sicherheit gebracht oder mit schützenden Mauern umgeben.

Trotz all dieser Bemühungen haben die nubischen Tempel jedoch eines verloren: ihre angestammte Umgebung. Sie gleichen Flüchtlingen, die in eine neue Umwelt versetzten Zeugen längst vergangener Zeiten. Fouchet sieht seine Aufgabe darin, diese Kunstwerke so in Wort und Bild festzuhalten, wie der Beobachter sie seit Jahrtausenden gesehen hat: Den Blickwinkel, unter dem das menschliche Auge die Säulen und Reliefs sah, den Hintergrund, in dem sich die Bauten harmonisch einfügten, den Einfall des Sonnenlichts oder das geheimnisvolle Dunkel des Tempelinneren, das höchstens von Fackeln erhellt wird. Nubien ... wie es war.



W. Kohlhammer
Stuttgart · Berlin · Köln · Mainz

Vier Urban-Bücher über Musik

Walter Wiora, Die vier Weltalter der Musik

W. Boetticher, Von Palestrina zu Bach

W. Kuntz, Die Brücke von Bach zu Wagner

P. Gradenwitz, Wege zur Musik der
Gegenwart

Preis je DM 4.80 

Verlag W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

Man kommt zu was durch Wüstenrot

Durch Bausparen macht man aus wenig Geld viel. So viel, daß es schon nach einiger Zeit für ein eigenes Haus oder für eine gemütliche Eigentumswohnung reichen kann. Dieses millionenfach bewährte und erfolgreiche Verfahren ist auch für Sie der richtige Weg, beständiges Eigentum zu erwerben.

Fragen Sie Ihren örtlichen Wüstenrot-Mitarbeiter, in einem unserer Beratungsdienste oder aber direkt beim Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg

Größte deutsche Bausparkasse

Wüstenrot 

J.W.H.
1826

Bücher zu Weihnachten

von

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG

STUTTGART N

KÖNIGSTRASSE 17

zwischen Commerzbank und Salamanderbau

TELEFON (0711) 29 18 46/47

Raber u. Märcker

NEUZEITLICHE BÜROMASCHINEN

STUTTGART N • FRITZ-ELSAS-STR. 48 TELEFON 29 47 51/52

MARCHANT

EXACTA

ROTO



VOLKSBANKEN

BEWAHRT SEIT 100 JAHREN

Ihr Geschenk

Wenn Sie Freunde oder Verwandte beschenken möchten, dann ist jetzt hohe Zeit zum Auswählen, Einkaufen und Absenden. Kommen Sie zu uns. Der gediegene Geschmack und die Vielseitigkeit unserer großen Geschenke-Auswahl werden Sie wieder überraschen. Erfahrene Fachkräfte mit gutem Geschmack beraten Sie gern.

In unseren Fenstern zeigen wir **aparte Geschenke** aus Leder, Holz, Zinn, Kupfer, Emaille, Porzellan. Die Vielfalt edlen Materials, großartiger Ideen und geglückter Formen bürgt dafür, daß Ihr Geschenk begeistert empfangen wird.

P + B ABELE

Stuttgart N - Büchsenstr. 25 - 31

am besten gleich mal ansehen

abele



Moderne Fabrikationsanlagen und gute Mitarbeiter sind die Gewähr für hochwertige Druckfarben, wie sie von Stuttgart-Feuerbach in alle Welt geliefert werden

ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 27 37 04



Kast + Ehinger GmbH
Druckfarbenfabrik
Stuttgart-Feuerbach

Eduard Mörike:

Das Stuttgarter Hutmännlein

88 Seiten mit 35 farbigen Bildern von Karl Stirner. Leinen DM 19,80

Die Frage, soll man echte Dichtung illustrieren, ist nie verstummt und wird immer wieder gegensätzlich beantwortet. Angesichts dieses Buches wird wohl auch der negativste Kritikus sich bekehren, denn kaum kann man sich eine bessere Lösung, einen schöneren Einklang von Wort und Bild denken, als er hier vorliegt. Der ganze, echte Humor des reifen Mörike ist hier von einem Künstler unserer Tage in farbigen Zeichnungen zum heiteren Spätwerk des Dichters von innen heraus kongenial erfaßt und anschaulich wiedergegeben. In freier und feiner Anlehnung an die wirkliche Landschaft von Blaubeuren und Stuttgart wird doch die Eigenart des richtigen Märchens gewahrt und das Zaubhafte des Erzählten glaubhaft gemacht. Wir möchten annehmen und wünschen, daß weit über die Grenzen des Schwabenlandes hinaus allen, die den Dichter lieben, dieses Werk willkommen sein möge.

Friedrich Seebaß in „Deutsche Rundschau“



Das Füllhorn

Schwäbische Lyrik aus zwei Jahrhunderten.

Ausgewählt und eingeleitet von Otto Heuschele. 248 Seiten, Leinen DM 12,80

Der Bogen der Auswahl spannt sich von Chr. D. Fr. Schubart bis Max Kommerell. Neben die Großen: Schiller, Hölderlin, Mörike, Uhland, Kerner treten die zahlreichen Dichter, deren schönste und gütigste Gedichte nicht vergessen werden dürfen.

Mit seinem oft bewährten Geschick und sicherer Hand hat der Herausgeber ausgewählt, was für unsere Zeit lebendig ist. Die besonders schwierige Auswahl aus den großen Werken der Klassiker ist ihm wohl ebenso gelungen wie die Auswahl aus den Werken der Dichter, die mit einzelnen Gedichten ihren Beitrag zur deutschen Lyrik geliefert haben. Eine umfassende Einleitung charakterisiert die einzelnen Dichter. Liebhaber wie Kenner deutscher Lyrik werden den Band dankbar als eine notwendige Ergänzung der vielfältigen Auswahlbände deutscher Dichtung begrüßen.

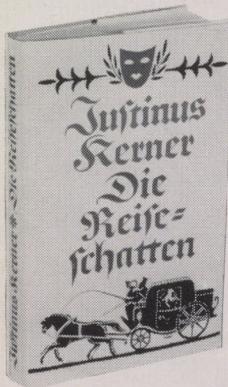


Justinus Kerner:

Die Reiseschatten

Engel. und mit Textvarianten und Anmerkungen herausgegeben von Walter P. H. Scheffler. Etwa 240 Seiten, Ln. etwa DM 16,80

Dieses Hauptwerk der schwäbischen Romantik, das die einsichtigen Zeitgenossen begeistert aufnahmen, hat bis heute nichts von seiner Frische und kaum etwas von seiner Aktualität eingebüßt. Nirgends sonst finden wir Kerners Einfallsreichtum, sein sprühendes Temperament, seinen saftigen, manchmal satirischen Humor, aber auch seinen Hang zur Schwermut und zu den „Nachtseiten der Natur“, trotz des immer wieder überraschenden Wechsels so harmonisch vereint, wie in diesen durch meisterhafte dramatische Einlagen, eindruckstarke Balladen und gemühtiefe Lieder aufgelockerten „Schattenbildern“.



Ludwig Uhland:

Dichtungen, Briefe, Reden

Eine Auswahl. Eingeleitet und herausgegeben von Walter P. H. Scheffler. 504 Seiten, Leinen DM 19,80

Das Werk Ludwig Uhlands verdient es, wieder neu in das Gedächtnis unserer Zeit gerufen zu werden. Deshalb soll diese Auswahl, die kurz nach dem 100. Todestag Uhlands erschien, zu neuer Besinnung führen, zu einer Neuentdeckung Uhlands in seiner ganzen menschlichen und dichterischen Erscheinung. Hiervon ausgehend hat Walter P. H. Scheffler die vorliegende Auswahl aus dem Werk getroffen. Die eigentliche Aufgabe dieser Auswahl aber ist, ein möglichst umfassendes Bild des Dichters Ludwig Uhland für unsere Zeit zu geben.



Erschließen Sie sich ein Vermögen



Es steckt ein Vermögen »hinter« Ihrem Geld. Schließen Sie auf – wir geben Ihnen den Schlüssel: einen Prämienbegünstigten Sparvertrag. Wenn Sie 5 Jahre sparen, vermehrt sich Ihr Geld um 20-30% Prämie, um Zinsen und Zinseszinsen. Aber schließen Sie bitte jetzt ab – dann kommt noch ein Vorteil dazu...!

Wenn Sie bis zum 31. Dezember mit dem Prämienbegünstigten Sparen beginnen, wird Ihr Spargeld ein halbes Jahr früher zur Rückzahlung frei. Ein halbes Jahr früher erfüllen sich Wünsche, realisieren sich Pläne, zu deren Verwirklichung Sie selbst nur etwa 2/3 beitragen mußten – das restliche Drittel kommt als Prämie und Zinsen dazu. Haben Sie auch die Möglichkeiten nach dem 312-DM-Gesetz genützt? Sie bekommen Sparprämie und brauchen keine Steuern und Sozialversicherungsbeiträge zu bezahlen! – Besuchen Sie uns vor dem 31. Dezember.

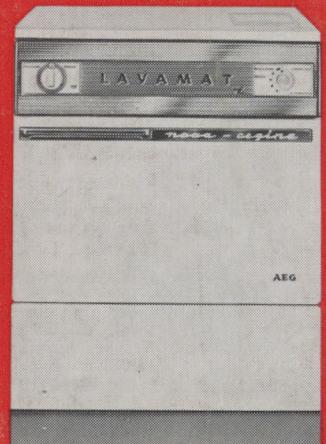
Wenn's um Geld geht
SPARKASSE





... natürlich **LAVAMAT-** gepflegt!

Tragen Sie auch so gerne Weiß? Ja? Und ärgern Sie sich, daß man diese Kleidung so oft waschen muß? Dann haben Sie noch keinen LAVAMAT. Eigentlich schade. Denn jede Frau braucht ihn. Jede Frau, die ihre kostbare Wäsche am liebsten schonend selbst pflegt. Aber einfach keine Zeit dazu hat. Denn unsere Zeit braucht die Familie. Oder unser Beruf. Wir haben heute ja so viele schöne Aufgaben. Deshalb ist es sinnvoll, die ganze Wascharbeit so bald wie möglich dem LAVAMAT anzuvertrauen – dem Waschvollautomaten von höchster Präzision und Sicherheit. Weil er beste Wäschepflege garantiert. Und stets vom erfahrenen AEG-Kundendienst betreut wird. Lassen Sie sich den LAVAMAT einmal unverbindlich vorführen. Wir senden Ihnen auch gern kostenlos ausführliches Prospektmaterial. Schreiben Sie bitte an das AEG-Waschautomaten-Werk, Abteilung L 233, 85 Nürnberg 2.



AEG

AUS
ERFAHRUNG
GUT